

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Beftichter	387
Das Kaiserliche Volkshandbuchs. Von Georg Schöler	400
Der verummte Herr. Von Karl Scheller	403
Nirliche und Stinner. Von Elisabeth Förster-Nietzsche	407
König Ferdinand. Von Samuel Bernfeld	409
Der Verteidiger. Von Georg Morris und Ernst Hamroth	412
Krebswürger. Von Siegelroth	418
Enzigen. Von Jentsch, Esche, Lothar Schmidt	420
Der Herr Staatskommissar. Von Leben	424

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

„ 7914

„ 7915

„ 7916

Kuxenabteilung.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegramme: **Ulricha.**

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

9-1 und 3-5 Uhr.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrenserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von

ALKOHOL

Berlin

HOTEL.

DER KAISERHOF

UMBAU VOLLENDET

Gr. Restaurant Kaiserhof

Grillroom Kaiserhof

Festsäle Kaiserhof

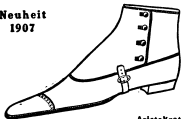
Grosse Halle Kaiserhof (4 $\frac{1}{2}$ —6 Five ó clock. Konzert).

„Herz“-Schuhe

Berlin W., Friedrichstraße 70

Neuheit

1907



„Aristokrat“

Berlin W., Schillstraße 11a

Emil Jacoby



Berlin, den 16. März 1907.

Boetticher.

Karl Heinrich von Boetticher ist in Raumburg gestorben. Pommerisches Blut, das die Pfeile des wüthenden Geschickes spät erst fürchten lernte. Der Stettiner wurde aus Stralsund, wo er ein Kommunalamt und, im Haus des Direktors der Reichsbankstelle, eine Frau gefunden hatte, ins preussische Ministerium des Innern berufen, war in Hannover dann Landdrost, in Schleswig Präsident der Regierung, vertrat, als Schutzzöllner und strammer Bismärcker, den Wahlkreis Flensburg-Apenrade im Reichstag und zog 1879 ins Oberpräsidium der Provinz Schleswig-Holstein ein. Für kurze Zeit nur. Mantuffel wollte sich dem Klerus der Reichslande in rascherem Tempo nähern, als seinem Staatssekretär Karl Joseph Benjamin Herzog lieb war; Herzog ging und der Statthalter wünschte sich Boetticher als Gehilfen. Der Oberpräsident erfuhr es in Friedrichsruh, wo er den Kanzler als Nachbar besucht hatte. Die Aussicht lockte ihn nicht. Erstens waren ihm, der als Beamter nie über Preußen hinausgekommen war, die reichsländischen Verhältnisse fremd und der bald fünfzigjährige hätte Jahre gebraucht, um sich zu akklimatisiren und einzuarbeiten. Zweitens ahnte er, wie schwer es sein würde, als Mantuffels Staatssekretär Bismarcks Vertrauen zu bewahren. Doch sein Sträuben half nicht. Der Kanzler hatte keine Lust, den am Hof mächtigen Statthalter ohne zwingenden Grund zu ärgern. Ein Mann von der Geschicklichkeit Boettichers sah gewiß auch in dem neuen Sattel bald sicher. Wirklich ein höchst geschickter Mensch; und dem Kanzler mit Haut und Haar ergeben. Eigentlich schade, ihn an die Ill zu exportiren. Solchen Mann suchte Bismarck schon lange. Seit Delbrücks Abgang fehlte ihm die rechte Hand. Karl von Hofmann, den er vom

Chef der Reichskanzlei zum Staatssekretär im Reichsamt des Innern befördert hatte, war ein leidlicher Beamter; aber nur Mittelwuch. Als in Beusts und Dalwigks Schule erzogener Hesse in Preußen nie ganz heimisch; als Kulturkämpfer und Halbliberaler dem Centrum und den Konservativen verdächtig; nachgerade auch ein Bischofen unmodern. Der Kanzler wollte mit dem Staatssozialismus die Probe wagen; „die Heilung sozialer Schäden im Wege der Gesetzgebung versuchen“. „Diese Heilung wird nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialistischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein. In dieser Beziehung steht die Fürsorge für die Erwerbsunfähigen unter ihnen in erster Linie. In ihrem Interesse hat Seine Majestät der Kaiser dem Bundesrath zunächst einen Gesetzentwurf über Versicherung der Arbeiter gegen die Folgen von Unfällen zugehen lassen, welcher einem in den Kreisen der Arbeiter wie der Unternehmer gleichmäßig empfundenen Bedürfnis zu entsprechen bezweckt. Die bisherigen Veranstaltungen, welche die Arbeiter vor der Gefahr sichern sollten, durch den Verlust ihrer Arbeitsfähigkeit in Folge von Unfällen oder des Alters in eine hilflose Lage zu gerathen, haben sich als unzureichend erwiesen und diese Unzulänglichkeit hat nicht wenig dazu beigetragen, Angehörige dieser Berufsklasse dahin zu führen, daß sie in der Mitwirkung zu sozialdemokratischen Bestrebungen den Weg zur Abhilfe suchten.“ Diese Auffassung, die am fünfzehnten Februar 1881 bei der Eröffnung des Reichstages zu offiziellem Ausdruck kam, hatte sich nach Nobiling's Attentat allmählich durchgesetzt. Für die Ausführung solcher Gedanken war Hofmann nicht recht geeignet. Der wäre nicht mit dem Herzen dabei gewesen; hätte, wenns nach ihm ging, die Grenzlinie der Caritas wohl nicht überschritten. Und Herr Christoph von Liedemann, der Chef der Reichskanzlei, war seit dem März 1880 zwar beim Bundesrath bevollmächtigt und hatte daher das Recht, im Reichstag, so oft der Chef wollte, zu reden; konnte die Bürde des Amtes aber kaum noch tragen und sehnte sich in die Stille preussischer Verwaltung zurück. Auf Voettichers breite Schultern ließe sich Mancherlei abladen. Den gerade aber wollte Edwin Manteuffel; nichts zu machen. Nichts? Bismarck besann Personalfragen nicht gern lange. Als der Oberpräsident aus dem Sachsenwald heimkehrte, fand er auf dem schleswiger Bahnhof eine Depesche, die ihn nach Friedrichsruh zurückrief. Ob er das Reichsamt des Innern übernehmen und die sozialpolitischen Gesetze durchsetzen wolle, hieß es nun. Preuße; in der Reichsverwaltung ein Fremdling; in Schleswig-Holstein auf dem richtigen Platz. „Thut nichts. Nous avons tous passé par là. Sie haben das Zeug dazu und werden die Sache machen“. Hof-

mann, der in der Arbeiterfrage immer schwieriger geworden war, wurde nach Straßburg geschickt (da der Kanzler ihm seinen wichtigsten, im Reichsdienst erfahrensten Gehilfen gab, durfte Edwin nicht klagen) und Boetticher Staatssekretär im Reichsamt des Inneren. Siebenzehn Jahre ist er gewesen. Bald auch Stellvertreter des Reichskanzlers und (1888) des preussischen Ministerpräsidenten geworden. Vor zehn Jahren schied er aus dem Reichsdienst; wurde dann Oberpräsident der Provinz Sachsen und ließ sich erst im Herbst 1906 in den Ruhestand versetzen. Die letzten Monate hat er in Raumburg verlebt.

Er war ein guter Beamter. Nicht steif, nicht hochmüthig, nicht weltfremd, nicht eigenfönnig; ein freundlicher Mann ohne Vorurtheil. In seinem weiten Ressortbereich kannte er jeden Winkel, war im Dienst niemals träg und fand noch Zeit, mit behutsamer Hand in andere Reichsämter und Ministerien hinüberzugreifen. Fürs Parlament schien er geschaffen. Konnte immer reden; über Alles, was vorkam. Dem Gegenstande, dem Meritorischen, wie Oesterreichs Amtssprache es nennt, blieb er oft freilich fern; doch die formelle Gewandtheit half über alle Klippen ihm stets in den Hafen. Keinem verzieh man Irrungen des Hirns und der Zunge so leicht. Als erörtert wurde, ob der Wanderschmuck der Reichstagshalle aus istrischem Kalkstein oder aus Gips herzustellen sei, sagte der Staatssekretär, er verstehe nicht, warum man von stucco di lustro als von unechtem Material spreche, und könne nicht zugeben, „daß das eine Material echter ist als das andere“. Unzufriedenen Industriekapitänen rief er zu: „Wir arbeiten ja nur für Sie, meine Herren!“ Und stützte damit die Behauptung der Sozialdemokraten, selbst die höchsten Beamten seien nur die Commis der Großkapitalisten. Noch schlimmerellnbedachtsamkeit hätte ihm nicht geschadet. Er stand mit Allen gut, war Allen bequem und wußte, daß kleine Gefälligkeiten die Freundschaft erhalten. In seinem Blick war Härte, Verschlagenheit, war kein Fünkchen wärmender Güte; doch dieses kalte Auge konnte so behaglich lächeln, so lustig zwinkern, daß Jeder überzeugt war, einen kreuzbraven Kerl ohne Fehl vor sich zu haben. Ein Stämmiger, der behend schien und nirgends anstieß. Seinem flinken Geiste war die Schöpferkraft versagt; gerade dadurch war er zur Ausführung der vom stärkeren Hirn gezeugten Pläne besonders geeignet. In Nekrologen laß ich, er habe den ersten Kanzler auf den Weg zum Staatssozialismus gedrängt und sei der Vater der Sozialreform gewesen. Das habe auch Bismarck anerkannt, als er am neunundzwanzigsten März 1889, bei der Berathung des Invaliditätsgesetzes, im Reichstag sagte: „Ich hätte Das, was mein Kollege Herr von Boetticher in dieser Sache gethan und geleistet hat, selbst nicht leisten können, auch wenn ich in der Mög-

lichkeit gewesen wäre, mich ausschließlich dieser Angelegenheit zu widmen. Jeder hat sein eigenes Fach; und in diesem Fach sehe ich neidlos das Verdienst meines Herrn Kollegen als größer an als das meinige.“ Damals war (nicht nur im Reichstag, sondern auch an wichtigerer Stelle) gewispert worden, der Kanzler lege auf die Annahme der Versicherungsgesetze keinen Werth mehr; sei überhaupt stumpf geworden und kaum noch arbeitsfähig. Das Gerücht war entstanden, weil Bismarck, der sich im Privatgespräch gern gehen ließ, gesagt hatte, in der von Bundesrath und Reichstag gewollten Form drücke sein Gedanke sich sehr unvollkommen aus. Er wollte dem Arbeiter keine Beitragslast aufbürden, von dem invaliden keinen Nachweis der Arbeitsleistung, weder durch Dienstbuch noch durch Markenkarte, fordern, den Lebensabend des zur Arbeit nicht mehr Tauglichen auf Kosten des Reiches und der Unternehmer sichern. Die Beitragspflicht des Arbeiters und der Klebezwang gefielen ihm nicht; ihm graute vor der Papierstapelung im Reichsversicherungamt. Von dem Destillat, das herausgekommen war, versprach er sich keinen sozialpolitischen Nutzen. War aber, als Boetticher ihn darum bat, bereit, sein Ansehen für den gefährdeten Entwurf einzusetzen. „Die Annahme des Residuums schien mir ein geringeres Uebel als die definitive Ablehnung des Ganzen“. Er kam also; und stellte das Verdienst des Staatssekretärs, der ihn künftig noch mehr entlasten sollte und deshalb größerer Autorität bedurfte, ins hellste Licht. (In zu helles vielleicht. Die schwerste Arbeit hatte Geheimrath von Boettke geleistet, der stille, redliche Mann, den Boettichers Nachfolger, um sich zu salvidiren, geopfert hat.) In der selben Rede stehen aber auch die Sätze: „Ich darf mir die erste Urheberchaft der ganzen sozialen Politik vindiziren, einschließlich des letzten Abschlusses davon, der uns jetzt beschäftigt. Es ist mir gelungen, die Liebe des hochseligen Kaisers Wilhelm für die Sache zu gewinnen. Er hat es als den schönsten Triumph bezeichnet, den er noch zu erleben wünschte, wenn diese Fürsorge für den Bedürftigen noch unter seiner Regierung zum Abschluß kommen könnte.“ Der Staatssekretär, der im Bundesrath und im Reichstag manchen Widerstand überwunden, vom Kanzler manches unfreundliche Wort gehört hatte, wurde gelobt; doch kein Zweifel darüber gelassen, wem der Ruhm der Initiative gebühre.

Den kann auch der böseste Wille dem ersten Kanzler nicht rauben. Weil Bismarck sich in seinen letzten Lebensjahren vom Sozialismus mehr und mehr abwandte, vergißt man jetzt leicht, wie nah er ihm einst stand. Auf dem eisenacher Kongreß der Kathedersozialisten erzählte ein deutscher Professor dem Belgier Emile de Laveleye, er sei, als Mitglied einer akademischen Deputation, vom Reichskanzler zum Diner geladen und bei Tisch gefragt worden, ob

er sich zu den Kathedersozialisten rechne. Als er die Frage bejaht hatte, habe Bismarck gerufen: „Warum nicht einfach zu den Sozialisten? Ich bin auch Sozialist. Leider fehlt mir die zur Beschäftigung mit dieser Frage nöthige Zeit; sicher ist aber, daß für die Arbeiter viel gethan werden muß.“ Das war in der ersten Hälfte der siebziger Jahre. Die Bamberger, Richter, Barth (den heute nur noch eine dünne Wand von der Sozialdemokratie trennt) haben oft genug ja die „chimärischen Pläne“ und „sozialistischen Schrullen“ des Kanzlers bespöttelt. Der war aber nicht zu beirren. „Sie werden, meine Herren, genöthigt sein, dem Staat ein paar Tropfen sozialen Deles im Rezept beizusetzen. Sozialistisch war die Herstellung der Freiheit des Bauernstandes; sozialistisch ist jede Expropriation zu Gunsten der Eisenbahnen; sozialistisch ist die ganze Armenpflege, der Schulzwang, der Zwang zum Wegebau. Ich könnte das Register noch weiter vervollständigen. Wenn Sie also glauben, mit dem Wort ‚Sozialismus‘ uns Schrecken einflößen zu können oder Gespenster zu citiren, so stehen Sie auf einem Standpunkt, den ich längst überwunden habe und dessen Ueberwindung auch für die ganze Reichsgesetzgebung durchaus nothwendig ist.“ (Juni 1882.) Vier Monate danach schrieb ihm der alte Kaiser: „Die Erlasse vom November und Januar (die den Entschluß zu sozialpolitischer Reformarbeit ankündeten) sind allein Ihr Werk großer Voraussicht“. Und wie fern er von der Meinung Wilhelms des Zweiten und des Fürsten Bülow war, die der Sozialdemokratie jedes Verdienst absprechen, beweisen die Sätze: „Die Sozialdemokratie ist doch immer ein erhebliches Zeichen, ein Menetekel für die besitzenden Klassen dafür, daß nicht Alles so ist, wie es sein sollte, daß die Hand zum Bessern angelegt werden kann, und insofern ist ja die Opposition, wie der Herr Vorredner (Muer) sagte, ganz außerordentlich nützlich. Wenn es keine Sozialdemokratie gäbe und wenn nicht viele Leute sich vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortschritte, die wir überhaupt in der Sozialreform bisher gemacht haben, auch noch nicht existiren; und insofern ist die Furcht vor der Sozialdemokratie in Bezug auf Denjenigen, der sonst kein Herz für seine Mitbürger hat, ein ganz nützlichcs Element.“ (November 1884.) Rein: der Stettiner brauchte den Schönhäuser nicht in einen neuen Weg zu drängen. Den hatten Lassalle und Rodbertus, Hermann Wagener und Lothar Bucher das Wesen des Sozialismus erkennen gelehrt; und Hofmann war weggeschickt worden, weil er sich in dieser Gedankenwelt nicht schnell genug zurechtfinden konnte.

Boettichers Leistung darf man dennoch nicht gering schätzen. Er hatte es nicht immer leicht; war als Gehilfe eines schöpferischen Geistes und als Parliver aber the right man on the right place. Wie arm er war, wurde

erst offenbar, als kein Genius ihm mehr das Ziel und den hinführenden Weg vorschrieb; als im Kanzlerhaus Männer sahen, die eben so unproduktiv waren wie er. Doch Caprivi konnte ihn nicht entbehren und auch dem alten Chlodwig war er die festeste Stütze. Der beliebteste Staatssekretär. Einer, der mit allen Parteien zu schäkern versteht und morgens wittert, woher der Abendwind wehen wird. Siebenzehn Jahre lang. Gustav Freytag hat über „die Kunst, ein dauerhafter Minister zu werden“, ein lustiges Kapitel geschrieben. „Vor Allem mögen die Kandidaten eines Ministeriums den Glauben abthun, daß eine gewisse Redlichkeit, feste politische Ueberzeugungen und Geschäftkenntniß hinreichen, sie zu solcher Stellung zu befähigen. Im Gegentheil: solche Eigenschaften helfen jezt dazu, einen Staatsmann zu ruiniren, sobald sie ihn doktrinär und sicher machen. Von allen Schulen, durch welche das Leben für diese Kunst vorbereitet, weiß ich keine bessere zu empfehlen als die, auf ein Jahr Direktor einer Truppe von Komödianten zu werden. Hier kann er lernen, finanzielle Verlegenheiten durch Diplomatie zu überwinden, Intriguen zu machen und zu vereiteln und Hächer mit passenden Subjekten zu besetzen. Der Hauptvortheil aber ist, daß er begreift, was unsere Minister sämmtlich nicht verstehen: die Kunst, durch dramatische Effekte die Masse zu leiten, und daß er die innigste Ehrfurcht vor dem Geschmack und den Launen des hochverehrten Publikums bekommt.“ In dieser Schule konnte Voetticher erzogen sein. Doktrinär war er nie. Das Sozialistengefetz soll fallen? Sehr vernünftig. Soll unter dem Decknamen der Umsturzvorlage wieder eingeführt werden? Das einzig Gescheite. Ausreichender Agrarschutz? Das Allernthigste. Herabsetzung der Getreidezölle? Jamos. Er machte Alles und holte sich stets sein Appläuschen. Die dramatischen Effekte suchte und fand er meist in der Lustspielsphäre. Keiner hat so oft die Heiterkeit des Hohen Hauses erregt (bis aus Rom der Portefeuilletonist ins Auswärtige Amt kam, Keiner). Wenns die Sache wollte, konnte er aber auch die Stirn fälteln und finster dreinblicken. Der richtige Mann für ein Parlament, dessen Mitglieder nicht nach Macht, sondern nach guter Behandlung langen. Alles ward ihm verziehen. Als der Nord-Ostsee-Kanal dem Verkehr geöffnet werden sollte, sprach der (durch ein Allerhöchstes Handschreiben und durch das Geschenk einer Marmorbüste ausgezeichnete) Staatssekretär: „Am ersten Juni wird im Kanal die volle Tiefe überall hergestellt sein; die volle Breite an einer kurzen Stelle noch nicht, aber eine Breite, die größer ist als die des Suezkanals und die auch unseren größten Schiffen die Durchfahrt gestattet“. Gleich danach blieben zwei deutsche Schiffe im Kanal stecken; und jezt wird der Umbau ungefähr eine Viertelmilliarde kosten. Dem einst so laut gepriesenen Erbauer

wurde nie ein Vorwurf gemacht. Wozu denn? Einen so netten Mann schont Jeder gern. Sub rosa schwankte das Urtheil kaum noch. Gewandt, emsig, routinirt, doch ohne inneren Ernst und Schöpfervermögen. Vor dem Publikum, dessen Geschmack er in Ehrfurcht fast immer traf, thaten die selben Leute, als sei er ein Staatsmann von hohem Wuchs und eigenem Planen. Und stritten höchstens darüber, ob er an Bismarcks Sturz mitgewirkt oder die Anschuldigungen, die ihm die Freunde des Fürsten nicht ersparten, all in ihrer Ungeerechtigkeit mit der gelassenen Ruhe des Edlen auf sich genommen habe. Wie stehts damit? Ist er untreu geworden? War er Judas oder Martyr?

Im Sommer und im Herbst (Juni und Oktober) des Jahres 1895 mußte ich hier über Herrn von Voetticher reden; ich will ein paar Hauptsätze heute wiederholen. „Wer ihn, mit schlenkernden Armen, die schwere Havannacigarre immer im Mund, einherschlendern sieht, mag nicht merken, welche Zähigkeit in dem Manne steckt, der jedem Sturm steht und veränderten Umständen sich schmiegsam anzupassen versteht. Eine altpreussische Bureaukratenlaufbahn, vom Assessor bis zum Staatssekretär; aber ein ganz moderner Typus. Man muß gerecht sein und bedenken, welcher Verlockung dieser Mann seit fünfzehn Jahren ausgesetzt war. Er war der Günstling des Mächtigen, war so ziemlich in jedes Geheimniß eingeweiht und hatte auch im Haus des Fürsten durch eine joviale Corpsburtschenlustigkeit ein warmes Plätzchen erobert. Der Kanzler prüfte den brauchbaren Dienern nicht allzu ängstlich Herz und Nieren: die Hauptsache war, daß sie eben brauchbar waren; für alles Uebrige würde der alte Herrenmeister selbst schon sorgen. So kam es, daß Bismarck in der Beurtheilung begabter Menschen oft irrte; so entstand auch der Glaube, dessen Ausdruck der Satz war: ‚Ohne Voetticher und Rottenburg könnte ich das Geschäft nicht mehr besorgen‘. Bismarck fühlte in sich die Kraft, ungebändigte oder nicht ganz zuverlässige Charaktere zu zügeln, und rechnete nicht mit der Möglichkeit eines Tages, der ihm, dem Lebenden, die Macht jemals entreißen könnte. Und nun kam dieser Tag; nun wurde erwogen, wie der unbequem Große zu beseitigen wäre: und der Erste, den der Glanz der neuen Sonne bestrahlte, war Herr von Voetticher. Das gab einen Pflichtenkonflikt. Sollte der Unbegüterte dem Mann, dem er Alles verdankte, ins Privatleben folgen oder auf der Bahn vorwärts schreiten, die später vielleicht bis zum höchsten Sitz führen konnte? Ehrgeiz ist kein unedles Motiv. Herr von Voetticher blieb. Ungerecht wärs, ihn als einen selbständigen Staatsmann zu beurtheilen und zu verdammen. Er ist von den Weisungen des ihm vorgeordneten Kanzlers abhängig und kann deshalb unter Bismarck für hohe Schutzpölle, unter Caprivi für die Handels-

verträge eintreten, ohne sich in seinem Gewissen dadurch belastet zu fühlen. Herr von Boetticher würde gewiß nicht so oft genannt und wie ein Palladium des deutschen Vaterlandes gehütet, wenn nicht viele Leute noch immer wäñten, jede Gunst, die dem Staatssekretär des Inneren gewährt wird, müsse dem Mann im Sachsenwald eine tödtliche Wunde schlagen. Man darf dem Fürsten Bismarck aber glauben, daß ihm das Bleiben oder Gehen des Herrn von Boetticher gleichgiltig ist, und sicher sein, daß er sehr ruhig und sehr heiter wäre, wenn keine andere Sorge ihn drückte. Wer die ganze, in der Holzpapierwelt freilich nicht sichtbare Schwierigkeit unserer Lage erkannt hat, weiß, daß wahrscheinlich Alles genau so gekommen wäre, wie es gekommen ist, auch wenn nie ein Herr von Boetticher gelebt hätte. Er wäre vielleicht im Stande gewesen, die Entscheidung vom zwanzigsten März 1890 aufzuhalten, wenn er offen den Kaiser auf die Folgen aufmerksam gemacht hätte und bereit gewesen wäre, die Konsequenzen der eindringlichen Warnung zu tragen. Aber ist's ein Verbrechen, daß er's nicht that? Er hätte seine Existenz auf's Spiel gesetzt; er ist ohne Vermögen; und hat eine große Familie; und er konnte sich sagen, daß auch das stärkste Gefühl persönlicher Dankbarkeit nicht ausreicht, um ein Zaudern vor der Wahl zwischen einem jungen Kaiser und einem alten Kanzler zu begründen. Er gehörte nicht zu Denen, die unvorbereitet von Bismarck's Entlassung überrascht wurden; er hatte mit dieser Möglichkeit schon geraume Zeit vorher gerechnet und, ganz natürlich, auch daran gedacht, daß er, als der in den Geschäften Erfahrenste, mindestens als preußischer Ministerpräsident der Nachfolger des Großen sein könnte. Er hatte das Glück, rasch den Weg in die Gunst des neuen Herrn zu finden; und wenn Viele meinen, er habe seinen Einfluß nicht im Interesse der nationalen Wohlfahrt geltend gemacht, kann er ruhig erwidern: „Ich habe gethan, was mir für unser Deutsches Reich nothwendig erschien; ich habe erkannt, daß zwei Temperamente zusammengetroffen waren, die auf die Dauer nicht gemeinsam wirken konnten, habe mich an den Kaiser gehalten, der für uns stets das Bleibende sein muß, und nun seine Ansichten vertreten, wie ich früher Bismarck's Ansichten vertreten hatte.“ So sehe ich Herrn von Boetticher: einen fähigen und geschickten Mann, ohne höhere Begabung, aber, nach Bismarck's Wort, vortrefflich geeignet, Hundertmarktscheine in Kleingeld umzuwechseln; einen Mann, der auf der Oberfläche aller Dinge Bescheid weiß und, wo ihm die tiefer reichende Kenntniß fehlt, mit einem Händedruck, einem Scherzwort sich pfißig immer aus der Affaire zu ziehen vermag; einen Mann, der seine Aufgabe darin sieht, mit der Macht zu gehen und die Gedanken der Mächtigen für die Praxis des Kleinverkehres auszumünzen. Und so erkläre ich

mir, daß Herr von Boetticher jetzt mit Begeisterung für eine Politik eintritt, die er bis zum Jahr 1890 mit nicht geringerer Begeisterung bekämpft hat."

Ich mußte diese Sätze wiederholen, um zu erweisen, daß ich den Staatssekretär nicht, wie behauptet worden ist, aus vom Haß geblendeten Auge sah. Bismarck hat ihn härter beurtheilt. Im September 1906 erzählte Boetticher Herrn Siegmund Münz, einem Redakteur der Neuen Freien Presse: „Als einer meiner Freunde den Fürsten bat, sich von dem unbegründeten Verdacht gegen mich loszusagen und in seinem alten Mitarbeiter wieder seinen ewig dankbaren Verehrer zu sehen, bekam er die Antwort: „Bevor ich zu Boetticher wieder in ein freundschaftliches Verhältniß träte, müßte ich mich von meiner Frau scheiden lassen.“ Wenn dieser Satz wirklich gesprochen wurde, war sein Zweck, ein lästiges Gespräch mit einem Scherzwort zu enden. Gegen Boetticher brauchte Frau Johanna den Mann nicht erst zu stimmen. Dem hätte der Fürst nie wieder die Hand gereicht. Rottenburg konnte er bei guter Laune mit dem Freischützenwort absolviren: „Schwach war er, allein kein Bösewicht.“ (So schwach leider, daß er, der sich doch diszipliniren gelernt hatte, nach dem März 1890 einen bekannten Maler bat, sein Konterfei von der Leinwand zu kratzen, auf der er neben Bismarck zu sehen war.) Boetticher kam nicht so glimpflich davon. Aus dem Munde des Scheidenden will er die Trostsentenz gehört haben: „Treubruch werfe ich Ihnen nicht vor; aber Sie haben mich im Kampf gegen den Kaiser nicht so unterstützt, wie ichs von Ihnen erwarten durfte.“ Unwahrscheinlich. Schon weil in dieser Stunde und vor diesem Ohr der Fürst kaum von einem gegen den Kaiser geführten Kampf gesprochen hätte. Später hat er ihm jedenfalls Treubruch und Verrath vorgeworfen. Kein Name wurde in Friedrichruh, Barzin, Schönhausen im Ton solchen Ingrimms, solcher Verachtung genannt. Daß Boetticher den Fürsten als Morphiniſten verdächtigt habe, war nur durch Buchers Zeugniß gestützt. Im Weiteren aber war Bismarck seiner Sache ganz sicher. Boetticher hatte das Ohr und das Vertrauen des Kaisers. Bußte, was bevorstand. Warnte den Kanzler nicht. Ließ ihn ruhig im Sachsenwald. Seufzte, wenn er hinkam, über die Hingepeterei. Horchte auf die Weisungen, die er empfing, führte sie aber nicht aus; rapportirte nur in Berlin. Gehlte den Wunsch nicht, neben Herbst (dem er wohl kein allzu langes Kanzlerleben zutraute) preußischer Ministerpräsident und damit Kanzler fürs Innere zu werden. Hielt dem Fürsten nach der ersten Andeutung der Rücktrittsmöglichkeit im Bundesrath rasch eine Leichenrede. Und küßte, als es endlich so weit war, weinend die Hand des Riesen. Das Sündenregister war noch viel länger. Hat Bismarck geirrt? War er so unklug, kleinlich, neidisch geworden, daß jeder Klatsch ihm die Ver-

nunft überrannte & Belastende Thatfachen, sagte Boetticher, sind nicht vorgebracht worden. Die sind in solchem Fall auch nicht leicht zu erweisen; davor hätte einen minder Schlaunen die Schlaueit bewahrt. Aber in der Kunst der Kombination war Otto Bismarck ja kein Stümper. Und schon am ersten April 1890 flog Boettichers Telegramm in Jexen unter den Geburtstagsstisch.

Erweislich wahre Thatfachen fehlen; nur ein Indizienbeweis ließe sich führen. Der Zeuge Chlodwig hat Einiges auszusagen. Schon 1887 treibt Boetticher Privatpolitik. Will Elsaß-Lothringen von Berlin aus regiren und den Statthalter nur als Figuranten dort lassen. „Rottenburg und Boetticher wollen mich verdrängen, Verlepsh zum Oberpräsidenten (der Reichslande) machen und die Regierung nach Berlin ziehen. Da der Kaiser den direkten Antrag auf Aufhebung des Statthalterpostens abgelehnt habe, seien sie bemüht, mir die Adern abzubinden, indem sie die Befugnisse der Statthaltertschaft vermindern, einen Theil nach Berlin ins Reichsamt des Innern ziehen und mich verhindern, brauchbare Persönlichkeiten an die Stelle von unbrauchbaren zu setzen.“ Da haben wir schon den Dreibund Boetticher-Rottenburg-Verlepsh. Als vierter Mann ist Herr von Verdny, auch in Friedenszeiten ein guter Stratege, am Werk; und stellt die Verbindung mit Waldersee her. Bismarck ist gegen den Plan (dessen Autoren er noch nicht kennt) und läßt Chlodwig freie Hand. Boetticher arbeitet still weiter. Inspirirt Studt (Unterstaatssekretär des Innern in Straßburg); will Buttikomer zum Oberlandesgerichtspräsidenten machen, um Chlodwig die stärkste Stütze zu nehmen. „Studt sagt, dieses Vereinfachungsprojekt werde meine Stellung hier und in Berlin befestigen. Das ist möglich. Vielleicht werde ich den Beifall Boettichers und Friedbergs damit gewinnen. Wenn die Regierung sich aber damit blamirt, werden Boetticher und Genossen die Ersten sein, den Stein auf mich zu werfen.“ Ein anderes Bild. Aus den neunundneunzig Tagen. „Boetticher beklagt, daß die Kaiserin sich in die Geschäfte mische. Der Kaiser habe wenig Widerstandskraft gegen ihren Einfluß und sie stehe wieder unter dem Einfluß fortschrittlicher Frauen: Frau Schrader, Frau Helmholz und Frau von Stockmar. Wenn die Krankheit des Kaisers sich noch lange hinauszieht, können wir Allerlei erleben.“ Sie dauerte nur noch elf Wochen. Im Januar 1889 trifft Chlodwig den Staatssekretär bei der Kaiserin Augusta. Boetticher spricht „sehr vernünftig“ gegen Bismarcks reichsländische Politik, sieht in dem Pöszwang eine kleinliche Polizeiveration und tadelt die gegen Sir Robert Morier begonnene offiziöse Zeitungsföhde. (Von diesem Tagebuch hat Boetticher geschrieben, es habe „zu seinem lebhaftesten Bedauern eine Trübung des Bildes des großen Kanzlers er-

zeugt“. Stil und tenor sententiae sind einander werth.) Warum erinnerte Bismarck an die Cabinetsordre vom achten September 1852? Weil einzelne Minister sich an das Ohr des Monarchen gedrängt und ihren Projekten (eigenen oder geheimrätlichen) die Unterschrift des Königs gesichert hatten, vor der jeder Widerspruch verstummen mußte. Am ersten Februar 1890 ist Freiherr von Berlepsch Handelsminister; die Vertheilung des Erbes hat begonnen. Fast in Boettichers Novier war der Kampf entbrannt. Um die Sozialpolitik. Der Staatssekretär mußte genau, wie weit der Kanzler gehen und an welchem Punkt er die Gefolgschaft weigern würde. War Bismarck wirklich so unklug, da er den seinen gefährlichsten Feinden Befreundeten des Treubruches zieh?

In allen Lagern ward er ihm zugetraut. Dem Manne, den der Fürst zu seinem Vertreter gewählt, von drückender Schuldenlast befreit und wie den zuverlässigsten Hausgenossen behandelt hatte. In der Kunst der Menschenbehandlung muß Boetticher ein Meister gewesen sein. Den Vater gewann er durch Fleiß, Gehorsam und munteres Wesen; die Mutter durch fromme Inbrunst (er hielt täglich Hausandachten); mit den Söhnen spielte er Skat und sang Burschenlieder; brachte, wenn er kam, lustiges Leben ins Haus; und galt neun Jahre lang als bon garçon und treuster Freund der Familie. Waren all diese Menschen blind und toll, da sie ihn plötzlich ächteten? Dst ist gesagt worden. Doch kein Ernsthafter, der die Dinge nah zu sehen vermochte, hats je geglaubt. Bismarcks Feinde sogar sprachen: „Mehr als wahrscheinlich, daß Boetticher dem Alten den Genickfang gegeben hat; gerade deshalb schonen wir ihn so zärtlich. Solange er da ist, kommt der große Elephant nicht zurück. Wir könnten ihn stürzen, lassen die üble Welfensondageschichte aber ruhen; denn wir wollen die werthvollste Geißel nicht schlachten.“ Eugen Richter erst brach im Lenz des Jahres 1897 den Bann. Rief im Reichstag den Staatssekretären zu, sie hätten das Vertrauen des Volkes längst völlig verscherzt, seien „Handlanger im gewöhnlichen Sinn des Wortes“, „ephemere Existenzen“, die täglich zittern müßten, ohne Kündigung auf die StraÙe gejagt zu werden, abgehärtete, an ihrem Amt klebende Herren, die „ein Gefühl politischer Würstigkeit“ hoch über das Niveau selbständiger Politiker erhebe. Wie war in Preußen, noch niemals im Deutschen Reich so zu den Vertretern der Regierung gesprochen worden. Und Boetticher saß stumm. Der sonst so Beredte fand kein armes Wörtchen der Abwehr. Merkte, im Beifallegebröhn, nun endlich: Alle hatten ihm zugetraut. Alle dem Ankläger geglaubt. Die Affiliirten sogar, von deren Lippe ihm der Trostspruch gekommen war, die Niedertracht richtete sich selbst. Acht Wochen danach war er ein Mann ohne Amt.

Seine Macht war schon geschwächt, seit er den Kampf gegen Herrn von Küller gewagt hatte. Der sah in der Gunst des Gebieters fester als der Helfer von 1889 und 90, konnte auf Chlodwigs schüchterne Rüge erwidern, für den Verlust kollegialen entschädige ihn die Gewißheit des kaiserlichen Vertrauens; und mußte dann doch der Mehrheit weichen. Das war Boettichers letzte Kraftprobe. Von der Anstrengung dieses siegreich durchgeführten Kampfes hat er sich nie wieder völlig erholt. Richters jäher Angriff fand ihn fast wehrlos. Er ging; und mit ihm ging Freiherr von Marschall, der ihm sieben Jahre verbündet gewesen war und sein Nachfolger werden sollte, als das Auswärtige Amt dem von den münchener Abenteuern etwas ermüdeten Grafen Phili zugedacht wurde. Herr von Küller, der Besiegte von 1895, empfing 1897 ein Telegramm, in dem er las: „Die beiden Kerls sind weg; Sie können jetzt also wiederkommen.“

Boetticher ist 1897 nicht gut behandelt worden. Nicht besser als vorher Waldersee, Berdy, Caprivi, nachher Miquel und Holstein. Drei Lustren lang Vizekanzler und Bundesrathspräsident; nun Chef einer Provinzialverwaltung. Er trug's. Schien auch in Magdeburg vergnügt. Auch in der Zeit, wo die Reichsspitzen ihm nicht gern allzu nah kamen. Einer war ihm geblieben: Rottenburg. Einst sein Unterstaatssekretär; jetzt nur noch sein Intimus. Der schwor auf ihn; so laut, daß Jeder es hören mußte. Kannte ihn den edelsten Menschen, der ihm auf dem Lebenspfad begegnet sei. Und konnte ihn, wenn er Grillen sang, trösten. „Den Fürsten hätte kein Sterblicher je zu stürzen vermocht. Das vermochte nur er selbst. Und er hat's gethan. Ich mußte 1887 ja die Artikel schreiben, die den Prinzen Wilhelm tabelten, weil er mit seiner Frau zu Waldersee in die Muder- versammlung gegangen war. Da fing's an. Der Kaiser kannte den Schützen und hat's ihm nie verziehen. Dann kritisierte ihn der Chef vor Zeugen. Und Alles kam, wie es kommen mußte.“ Wahrscheinlich. Als Wilhelm der Witwe sein Beileid ausdrückte, sprach er von Boetticher, den er seit zehn Jahren nur selten noch (und meist bei offiziellem Anlaß) gesehen hatte, als von seinem Freund. Dem Toten wurden alle erdenklichen Ehren erwiesen. Viele Nekrologe feierten ihn als Staatsmann und unschuldiges Opfer bismärdischer Rachsucht. Und das Gerücht, Boetticher und Rottenburg, die nun kurz nach einander gestorben sind, hätten gemeinsam eine Geschichte der Krisis von 1890 geschrieben, klingt glaublich. Causa finita? Ich zweifle. Im Bismarckmythos wird Boetticher als eine dunkle Gestalt fortleben; auch wenn der dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen“ nie unverstümmelt ins Volk dringt. Der Staatssekretär konnte vermitteln, mahnen, warnen: und schwieg. Trohdem er Manches zu sagen hatte. blieb im Amt, als von Amtes wegen der Mann gebohmt und be-

fehdet wurde, dem er mehr als je Einer dem Vorgesetzten persönlich verpflichtet war. Das vergift kein Volk, das in dem Heros sein größtes Erlebniß ehrt.

Boetticher hat's gewußt. Er wollte heiter scheinen; ein sorgenloser Mann, der nachts gut schläft und dessen Gewissen nie ein Schwindel befiel. Strich den Nachtmeisterschnurrbart, hob das feuchte Auge gen Himmel und besaufzte das Mißgeschick, das dem „unvergeßlichen Gönner“ so schnöden Verdacht gegen den treuesten Diener eingeträuft habe. War bald danach wieder lustig und zu Wipen bereit. Doch lag's wie ein Schleier über ihm. Nicht erst, seit ihm Kinder gestorben waren. Die Sozialität, das bethuliche Wesen war mühsam erzwungen. Schuldbewußtsein? Vielleicht nur die Ahnung, daß der Sinn und der Nachklang seines Lebens verloren sei. Nicht durch die Schuld freien Willens. Ein Politiker und Staatsgeschäftsmann lernt früher als Andere, daß Aufrichtigkeit nicht immer frommt. Dieser war einmal, in einer Schicksalsstunde, unaufrichtig gewesen. Da gab's keine Umkehr. Er mußte weiter. Und gab's vorher denn eine Wahl? Bismarck hatte viel für ihn gethan; der alte Kaiser noch mehr. Wenn Der nicht zustimmte, konnte der Staatssekretär nicht sanirt werden; blieb er Bleichröder und anderen Millionären verschuldet. Jetzt rief Wilhelm's Enkel, der lästige Vormundschaft abschütteln wollte. Der Kanzler war nicht mehr der Aufrechte, dem der Stärkste sich gern beugte. Dem Kaiser gehört die höhere Pflicht. So überredete er sich. Und konnte sich nie doch ganz überzeugen. Fühlte sich leer. Nur den Schatten noch des Mannes aus den achtziger Jahren. Nichts in sich; und über sich Niemand. Er kannte den Fürsten. Der hätte seinen Namen von der Tafel des Gedächtnisses gewischt, ihn niemals laut des Undankes geziehen, wenn er mit seiner Leistung zufrieden gewesen wäre. Das war er nicht. Konnte es auch nicht sein. Das Reichsgeschäft ging zurück; trotzdem früh und spät Trompetenstöße den Aufschwung verkündeten. Weil vorn Keiner mehr war, dars mit leidenschaftlicher Liebe, wie seine eigenste Angelegenheit, betrieb. Weil Alle nur an sich dachten; an ihr Profitchen von gestern, ihr Risiko von morgen. Domherr und Excellenz, Günstling und Ritter vom Schwarzen Adler. Viel für einen armen Kleinadeligen, dem familiäres Unglück auch noch den Rothpfennig genommen hatte. Was half's? Dem Piccolomini hatte sein Kaiser Ferdinand den Fürstenhut aufgesetzt; und war doch kein Friedländer geworden. Boetticher blieb zäh, ließ vor der Menge das Haupt nicht sinken und sagte bis zum letzten Bank, so wohl wie in Magdeburg habe er sich nie vorher gefühlt. Im Innersten aber empfand er längst, daß auch vor der Nachwelt sein Spiel verloren sei. Er war im Sturm heimlich aus dem Schiff geklettert, in das der Genius ihn einst aufgenommen hatte. Solches Wagniß ziemt nur dem Starken, dem im Bogenprall der Arm zum rettenden Ruder wird. Der Schwache treibt mit dem Wind und die Welle spült ihn ins ruhmlose Grab.

Das Kaiserliche Volksliederbuch.

Im Verlag von C. F. Peters in Leipzig ist das Volksliederbuch für Männerchor erschienen, das auf Veranlassung des Deutschen Kaisers zusammengestellt und herausgegeben worden ist. Ich habe nie verhehlt, daß ich die übermäßige Förderung des Männergesangwesens, eines an sich schon im Verhältnis zu seiner künstlerischen Bedeutung viel zu stark wuchernden Triebes am Baum der Kunst, für unnötig, ja, für schädlich halte. Um so stärker kann ich also betonen, daß diese Liedersammlung für Männerchor wirkliche Bedeutung für die künstlerische Kultur des Volkes hat. Dank dem Umstande, daß die richtigen Männer, wissenschaftlich gründlich durchgebildete Fachleute, ernste Arbeiter, an die Spitze des Unternehmens berufen wurden, ist eine Sammlung entstanden, die alle nach Musikkultur Strebenden erfreuen muß. Mängel sind in solchem Werke leicht gefunden, Wünsche rasch geäußert, wohl auch hier und da berechtigt. Aber die Auswahl und Fassung der sechshundertzehn Lieder, die dem deutschen Volk in zwei schlichten, handlichen Bänden geboten werden, enthält eine solche Fülle werthvollen Materials, daß ich wenigstens hier einzelne Bedenken nicht auszusprechen brauche.

Als Vorsitzender der beiden für die Herausgabe verantwortlichen Kommissionen hat Rochus Freiherr von Liliencron zu der Sammlung eine Art Rechenschaftsbericht und historische Einleitung geschrieben. Ein Anhang giebt außerdem knappe, sachliche Anmerkungen über die einzelnen Lieder. So ist in der besten Weise dafür gesorgt, daß das Buch „mit Verstand“ benutzt werden und auch als Bildungsmittel wirken kann. Die Hauptarbeit hat Professor Dr. Rog Friedlaender von der Berliner Universität geleistet.

Weil Musikgelehrte (neben Friedlaender und Liliencron Hermann Kretschmar) sich mit den tüchtigsten Praktikern auf dem Gebiete des Männerchors (an der Spitze Friedrich Hegar und Eduard Kremser) verbündet hatten, konnte diese in ihrer Art einzige Sammlung entstehen. Möge das Resultat den praktischen Musikern beweisen, von welchem Segen es auch für die Kunst der Gegenwart ist, wenn man die thätigste Hilfe der Musikgelehrten nicht verschmäht. Schon Chrysanders Beispiel hat ja (trotz der Gehässigkeit, mit der beschränkte Junstmusiker gegen ihn wetterten und wettern) gelehrt, daß gründliche wissenschaftliche Bildung nöthig ist, um die Kunst früherer Jahrhunderte lebendig zu machen. Was das Kaiserliche Volksliederbuch vor ähnlichen Sammlungen einzelner Verleger auszeichnet, ist die Fülle bisher fast unbekannter köstlicher Kunstwerke aus alter Zeit und der feine Geschmack, der beinahe überall die Lieder ausgewählt hat. Liliencron betont in seiner Vorrede, daß das Buch nicht ein Volkslieder-Buch, sondern ein Volks-Liederbuch, ein Liederbuch fürs deutsche Volk sei. Zu dieser Begriffsbestimmung passen fast alle Gesänge.

Ich hoffe, daß die aus vergangenen Jahrhunderten ausgegrabenen Lieder mit ihrer gesunden Ursprünglichkeit, ihrem Reichthum an melodischen, harmonischen und rhythmischen Feinheiten den Geschmack vieler „Liedertäpfer“ bilden und veredeln werden. Noch stärker ist bei mir der Wunsch, eine maßgebende Persönlichkeit, vielleicht der Vorsitzende der Kommission, möge dem Kaiser sagen, daß für die künstlerische Kultur des Volkes, für das deutsche Volksleben, das doch schließlich nicht an den Viertischen der Liedertafeln, sondern im Hause seine Heimstätte hat, noch wichtiger ein Volksliederbuch für gemischten Chor ist. In der Vorrede des Männerchor-Liederbuchs wird die Hoffnung ausgesprochen, „vielleicht“ durch eine Ausgabe für gemischten Chor den Liederschatz auch dem deutschen Hause erschließen zu können. Die deutschen Chorvereine, die durch das üppige Gedeihen der protegirten Männerchöre allerdings stark in der Entwicklung gehemmt werden, sind an dieser Stelle gar nicht erwähnt. Eine seltsame Schweizsamkeit. Aber ich halte überhaupt die Umarbeitung des „vorliegenden“ Buches für eine höchstens „halbe“ Sache. Ich bin überzeugt, daß es durch die rechte Darstellungsweise gelingen könnte, den Kaiser für den Plan zu gewinnen, nach dem so ausgezeichnet gelungenen Männerchorliederbuch nun auch ein Liederbuch für gemischten Chor entstehen zu lassen.

Die Kommissionen finden hier noch viel reicheres Material und haben viel mehr Originale zur Verfügung, die nicht erst eines neuen Sanges, sondern nur der Bezeichnung für guten Vortrag bedürfen. Liliencron, der ja Spezialist auf diesem Gebiet ist und schon vor langen, langen Jahrzehnten gemeinsam mit Stade sogar an die Neubelebung alter Minnegefänge ging, müßte diesen Gedanken doch mit besonderer Freude aufnehmen. Wenn auch vielleicht ein Viertel der Lieder mit denen des Männerchorbuchs identisch wäre, scheint mir doch eine völlig neue Vorarbeit für diese Sammlung unerläßlich. Und eine Gabe fürs deutsche Volk wäre es, die alle Mühe und Arbeit reichlich lohnen würde.

Eine Gabe fürs Volk soll ja das Männerchorliederbuch sein. Eine den Mitarbeitern zugesandte Mittheilung lautet: „Mit der Herausgabe des neuen Volksliederbuchs, das als Geschenk an das deutsche Volk betrachtet wird, sind materielle Zwecke irgendwelcher Art nicht verbunden. Sowohl die Mitglieder der Arbeits- und beratenden Kommission wie die Mitarbeiter und der Betleger haben sich selbstlos in den Dienst der guten Sache gestellt. Sollte ein Gewinn übrig bleiben, so wird er vom preussischen Kultusministerium für wohltätige Zwecke (zu Gunsten verarmter Musiker) verwandt.“ Leider stört diese schönen Worte ein häßlicher Nistön. Denn: „Das klingt recht schön und glatt, aber leider wird man davon nicht satt“, sangen einzelne der Mitarbeiter: deshalb mußte in die Vorrede der Satz aufgenommen werden: „Eine Freigabe sämtlicher in das Buch aufgenommenen Lieder auch für die öffentlichen Aufführungen hat sich freilich nicht erzielen lassen.“ Die Genossenschaft Deutscher Tonsetzer

verlangt von jeder öffentlichen Aufführung für Bearbeitungen ihrer Mitglieder Lantien. War Das wirklich nicht zu vermeiden? „Ein Geschenk an das deutsche Volk“? Ein Geschenk, für das Steuern erhoben werden? Konnte nicht, nachdem das Werk vollendet war, durch direkten Vortrag beim Kaiser erzwungen werden, daß diese Gabe ans Volk wirklich eine bedingungslose Gabe, ohne die Steuergroschen geschäftstüchtiger Kunstverwerthung, würde? Ist mit aller Macht versucht worden? Jetzt darf Niemand „Ein feste Burg“, gesetzt vom Professor Wolfrum, „O alte Burschenherrlichkeit“, gesetzt von Friedrich Hegar, „Als wir jüngst in Regensburg waren“, gesetzt von Hermann Riedel, und ähnliche Alleweltlieder in der Fassung des „geschenkten“ Liederbuches singen, ohne an die Herren Seger seine Steuer abzuführen. Ich verzichte auf den kräftigen Ausdruck, der dafür gebührte; manche Herren der Genossenschaft möchten auf den Ausdruck ernster Künstlerüberzeugung, statt mit sachlichen Argumenten, ja mit einer Ladung vors Schöffengericht antworten. Aber ich frage: Sind all diese Künstler, sind Humperdinck, Hegar, Sitt, Wolfrum, Bruch, Berger, Gernsheim, Köntgen, Othegataven und andere Musiker so in der Gewalt der Genossenschaft Deutscher Tonsetzer, daß sie bei solcher Gelegenheit nicht frisch und offen sagen können: „Jetzt wollen wir in unserer Geldvertheilung mal eine Pause machen. Der Kaiser will dem Volk ein Liederbuch stiften. Die Männer der Wissenschaft und wir haben unser Bestes gegeben. Nun wollen wir nicht mit Lantienforderungen das ganze schöne Werk verunstalten!“

Wer hat so gesprochen? Sind die Einzelnen überhaupt gefragt oder ist Alles von der Genossenschaftsleitung einfach dekretirt worden? Haben die deutschen Künstler noch immer nicht den Muth, bei solcher Gelegenheit zu zeigen, daß sie wissen, was sie der Würde eines schönen künstlerischen Unternehmens schuldig sind? Ein zu versteuerndes Geschenk an das deutsche Volk! Das hätten deutsche Künstler noch vor zwanzig Jahren nicht über sich vermocht.

Und warum war's jetzt nöthig? Weil die deutschen Männerchöre mit zu den stärksten Widersachern der durch das üble Urhebergesetz von 1901 ermöglichten Lantienwirthschaft gehören und weil man sie durch das Kaiserliche Liederbuch, das doch jeder Männergesangsverein gern benutzen wird, kiten will. Das ist der Grund. Das Allerschönste ist aber, daß die Bearbeitungen, deren Urheber nicht zur Lantienengenossenschaft gehören, ohne Steuer aufgeführt werden dürfen: Ohne zu fragen, sind die Rechte, die man den zum Geschäftsverein gehörigen Musikern bei jedem Lied ausdrücklich wahr, den Anderen einfach geraubt worden. Auf diese Weise hat man die von der Genossenschaft so gefürchtete Gegenbesteuerung vermieden.

Bei dem Volksliederbuch für gemischten Chor, auf das wir hoffen, finden die rechten Männer gewiß das rechte Wort, um eine Wiederholung dieses wenig künstlerischen und wenig deutschen Handelns zu verhüten.

nie der gute Kasperle' erscheint, um dem arrogant sich Spreizenden über den hohlen Denkerschädel zu hauen!

Ranjardebemohner und Graf sind veraltet. Seit gestern ist es ja eine Ewigkeit. Jetzt erscheint der verummumte Herr in einer neuen raffinierten Verkleidung; einer, die auch die „oberen Schichten“ der Gesellschaft fixiren soll. Er kommt im eleganten Ueberrod, mit glänzend gebürstetem Cylinder, eine schwarze Maske vor dem Gesicht; mit weltmännischer Entschlossenheit schwingt er einen Stock mit silberner Krücke. Ein Symbol und ein Bewohner des Potsdamer Viertels zugleich. Mit schneidender Energie, in schrill spottender, sich selbst ironisirender Beardsdeplauze spricht er kühne Worte von oben herab; und das monumentale Kachelzucken kleidet vortrefflich in einem Gewand, das vom Modeschneider Unter den Linden bezogen ist. Mein Gott, sagt er, so ist das Leben! Er zieht alle Schleier fort, denn sein kleines, aber gewähltes Publikum ist über Vorurtheile erhaben. Nacht liegt Mutter Natur im grellen Rampenlicht da. Ist sie unserer Ehrfurcht denn werth; ist sie nicht eine Bestie, der man mit Fußstritten zu Leibe gehen muß, die nur durch Noth zu bezwingen ist? Und es gelingt wieder einmal. Die von Stubenluft gebleichten Menschen in den tiefen Sesseln da unten nicken schwer mit dem Haupt: So ist es; da liegt was drin! Sie empfinden „Furcht und Schrecken“; ganz griechisch. Und jubeln hernach in gedämpften Salonlauten: Wir haben eine Kunst, eine Kunst für die Reisen und Feinen. Ein halb entwickelter Jüngling wagt Einwände; nennt Schiller und spricht vom „Wallenstein“. Die Reisen und Feinen lächeln belustigt. Schiller, dieser Schulmeister mit blankem Rock, dieser „Idealist“! Gut für Kinder und Ladenmädchen.

Betrachtet die allerneusten Wahrheiten des verummumten Herrn, der mit entsprungnen Korrektionszöglingen und faulenden Gerippen, im Zeitalter der aufgewärmten Biedermeiermode, wie ein aufgewärmter C. F. A. Hoffmann redet. Das Drama soll typische, unlösliche Konflikte des Lebens schildern; so dachten bisher alle Einsichtigen. Es soll der Zeit, aber auch der Menschheit einen Spiegel vorhalten. Sieht es die Ausnahme, so wird es zur dramatisirten Novelle. Selbst aber wenn das Novellistische zur Tragoedie gemacht wird, liegt die Aufgabe des Dichters darin, im Besonderen das Allgemeingiltige zu zeigen. Hält nun der verummumte Herr mit dem Napoleonprofil die Kindertragoedie, zum Beispiel, die er den Egotikern geschrieben hat, für den Ausdruck einer allgemeingiltigen Wahrheit? Offenbar; denn er scheint ehrlich entsetzt und des Lebens ganzer Jammer faßt ihn nicht weniger exemplarisch an als damals, wo er noch mit schüchternen Widerspruchsflust die Frauengewänder der seligen Marlitt trug. Indem er eine ganze Jugendwelt verächtlich negirt, mit Feldherrngeberken auf den Ozean des großen, des wahren Lebens hinausweist und so einen Dualismus erschafft, der doch nur in seinem Hirn haufen kann, will er

glauben machen, es sei normal, daß Gymnasiasten sich totschießen, wenn sie nicht verfeßt werden, und daß sie erotische Fragen mit priesterlicher Andacht besprechen; daß fünfzehnjährige Bürgerstöchter den Primanern ohne Arg auf den Heuboden nachsteigen und daß dann prompt die Befruchtung erfolgt; daß Vater und Mutter über ihren Sohn, der eben Vater werden soll, reden, als hätten sie sich vor acht Tagen kennen gelernt, Gymnasiallehrer sich wie eine Herde blöckernder Irtsinniger betragen und ein Dirnchen mit poetischer Sentimentalität einem Toten Blumen aufs Grab streut. Es kommt freilich vor, daß Gymnasiasten sich totschießen; alle Jugend spielt in gewissen Jahren gern sogar mit dem Dolch. Du aber, hochverehrtes gebildetes Publikum, hast das Gymnasium doch auch mit frisch-frömm-frei-fröhlichem Gemüth absolviert und bist trotzdem vollzählig auf dem Platz. Dir sind auch nicht gleich Kinder gelungen, selbst wenn sich so bald ein Gretchen fand. Es fand sich aber nur für Mondscheinpromenaden; und der Primaner war zufrieden damit. Die Praxis lernte er bei irgend einem Dirnchen, nachdem er sich mühsam zehn Mark erspart hatte. Jammer war er der Verführte. Er schrieb niemals tief sinnige Abhandlungen über die Geschlechtsbeziehungen, sondern schloß sich mit zwölf Jahren schon zu sinnfälligerem Thun mit seinen Kameraden (meist war ein „Großer“ dabei) irgendwo ein. Er kolportirte in aller Harmlosigkeit die ekelhaftesten erotischen Wiße; das Geschlechtsmysterium war ihm der beliebteste Gegenstand des Gelächters und er feierte daneben Phantasiorgien im Sinn des jungen Rousseau. Aber tragisch wurde seine Erotik niemals. Das ganze Pubertätsgeplänkel war vergessen, wenn es zum Fußballspiel ging; das Rad galt mehr als das Mädchen, das Baden im Fluß schien verführerischer als ein Rendezvous und für ein Galeribillet war jede Liebesfreude feil. Die starke Welle der Gesundheit und Hoffnung schwemmt in der normalen Jugend alle Ruden der erwachenden Geschlechtsinstinkte fort; das Dummejungen-Lachen der Flegeljahre befreit radikal Alle, die nicht pathologisch entartet sind.

Und die ehrbaren Damen im Parquet verfallen auch plötzlich der ganz modernen Schwäche, das allgemein Menschliche zu „entdecken“, als hätte in den vergangenen Jahrtausenden noch Niemand darüber gedacht. Erschüttert nehmen sie sich vor, ihre Töchter rechtzeitig aufzuklären über die Tragik des Empfangens und Gebärens. Woher haben denn sie ihre Wissenschaft? Sie haben als junge Mädchen ihre Kränzchen und Klubs gehabt und dort unter Richern flüsternd von Dingen gesprochen, womit kein Apotheker handelt. Was konnte die Mutter ihnen am Hochzeitstag (im letzten Augenblick) sagen, daß sie nicht längst schon wußten? Unsere Urgroßeltern sind schon von ihren Lehrern und Pastoren wegen ihrer „Unzucht“ bestraft worden und sind doch tüchtige Kerle geworden. Und wenn ein Junge zu dumm zum Abiturium war, wurde er von je her zum Postassistenten, Kaufmann oder Bureauschreiber gemacht.

Die Lehrer haben stets die Hände gerungen; aber niemals bis heute sind Tragoedien geschrieben worden, weil das Gymnasium reformirt werden soll, weil alle Knaben Pubertätjudungen unterworfen sind oder weil Mütter ihren fünfzehnjährigen Töchtern nicht den Zeugungsgaft vordemonstriren mögen. Diese Wichtigthueri mit dem Selbstverständlichen, sich selbst Regelnden ist die wahre moderne *Ψυχοκρατία*. „Voen“ so güt' konnte uns eine Tragoedie der *Μενής* oder des Klimakteriums geschrieben werden. Eine Motivation, wie sie in dieser Kindertragoedie herrscht, ist immer aufzubringen. Wenn das ahnungslose Mädchen hier kein Kind bekommen hätte, wäre Alles anders geworden. Unwillkürlich fällt Einem ein Satz Hebbels ein: „Sobald man sich mit einem: hätte er (dreißig Thaler gehabt, dem die gerührte Sentimentalität wohl gar noch ein: wäre er doch zu mir gekommen, ich wohne ja Nr. 32, hinzusetzt) oder einem: Wäre sie (ein Fräulein gewesen u. s. w.) helfen kann, wird der Eindruck, der erschüttern soll, trivial und die Wirkung, wenn sie nicht ganz verpufft, besteht darin, daß die Zuschauer am nächsten Tage mit größerer Bereitwilligkeit als sonst ihre Armensteuer bezahlen oder ihre Töchter nachsichtiger behandeln.“

Der als Aufklärung- und Freiheitphilister verummte Herr möchte revolutionär auch als Künstler erscheinen und seine bequeme Episodendramatik für Actistenfeinheit ausgeben. Dabei aber malt er seine Charaktere noch aus den alten Theaterlöpfen, die nur Schwarz und Weiß enthalten. Thut es nicht einmal mit bemerkenswerther Technik. Sein epigrammatisch zuspizhender, mit szenischer Fragmenten wirthschaftender Impressionismus weist auf das Schema, das Jonas Lie oder die Goncourts als Romanciers längst populärgemacht haben. Die Art der Anschauung aber, die gut beobachtete Lebenszüge zu Symbolen zu erheben sucht, ist ein *Tric*, mit dessen Hilfe jeder geschulte Kopf ein paar Dramen dieser Art erfinden kann. Nicht so talentvoll, aber eben so wirksam. Es kommt nur darauf an, den Stoff geschickt zu gruppiren, zu isoliren und gewisse Möglichkeiten als nothwendige Konsequenzen erscheinen zu lassen. Nach dem gegebenen Schema wäre, zum Beispiel, leicht eine Soldaten-, eine Dienstmädchen- oder eine Dienentragoedie zu machen. Die Beziehungen zum „Milieu“ können gesucht und gefunden werden. Ein Dichter unterhalte sich eingehend mit seinem Schneider, der ihm die neue Hose bringt: und er ist über die Erscheinungen des Hinterhauses, über die Lebensform der Familie Heinecke orientirt. (In Parenthese: Wer ist mehr Philister, dieser Schneidersmann, der die Dinge des Daseins lässlich nimmt, wie sie liegen, oder der Dichtersmann, der sich künstlich am Schreibtisch darüber aufregt und sich moralisch entsezt, um Stoff für eine „Tragoedie“ zu gewinnen?) Von Fall zu Fall bleibt dann das Talent zu prüfen. Talent hat der verummte Herr heute nicht wenig; es fehlt ihm nicht an Beobachtungsgabe und er ist passabel als Dyrker. Aber nie ist ein ruhig oder leidenschaftlich gestaltender Wille vorhanden, weil dieser

in jedem Fall nur bejahend sein könnte. Darum geräth das Werk immer zur Formlosigkeit. Manchmal zeigen sich moliérische Züge; niemals aber können sie zur Organisation des Lustspielartigen im großen Stil genutzt werden, nie gelingt die große Komödie, wofür sonst alle Voraussetzungen in unserer Zeit gegeben sind. Und nie darum auch die große Tragoedie. Tragikomödie heißt der Bastard des ganzmodernen Kapuziners, des Vorurtheillofigkeitsphilisters, dem der Shakespeareblick fremd ist, weil ihm in Peer Gynts Trollenburg das gesunde Auge operirt und ihm dafür der Trollenblick gegeben ward.

Aber wozu sich immer wieder durch solche Teufelskünste verblüffen lassen? Anders als die Majorität und in den gewagtesten Superlativen zu denken, ist längst keine Heldenthat mehr, seit Sensationen erlaubt werden. „Originelle“ Meinungen legitimiren jetzt das Talent erst. Dessen, was gedacht werden kann, bemächtigt sich auch der verummte Herr. Aber sperrt ihn einmal mit seiner Ueberlegenheit ein, laßt ihn vereinsamen, von allen Bourgeoisgenüssen (die er nöthig hat, denn Niemand braucht das Leben mehr als Einer, ders verachtet) abgeschnitten und von dem Schicksal mit bitterem Elend bedroht werden: und Ihr sollt sehen, daß die ganze Uebermenschlichkeit wie Blunder auseinanderfällt; daß unter der modernen Verkleidung ein alter Bekannter zum Vorschein kommt, der unsere Großeltern schon gefoppt hat und unsere Enkel einst noch foppen wird. Es ist der ewige Lebensdilettant, der unsterblich ist und geduldet werden muß. Aber es ist nicht nothwendig, daß er die Kunst, die Bühne so lärmend beherrscht. Darum sehnen wir uns nach Kasperle, dem braven Phrasentöter, der den anmaßenden dummen Teufel der Aufklärung von den Brettern, die unsere Welt bedeuten, herunterprügeln könnte.

Friedenau.

Karl Scheffler.

Nietzsche und Stirner.

Man bittet mich, Oberbeks „Erinnerungen an Friedrich Nietzsche“, die, weil sie meinen Bruder herabwürdigen, alle redlichen Nietzsche-Verehrer tief verletzt haben, so bald wie möglich zu widerlegen. Da meine Augen etwas überarbeitet sind und zum Zweck der Widerlegung sehr viele Akten und Briefe durchzulesen und zu citiren wären, kann ich heute nur über den Fall Stirner sprechen.

Im Jahr 1898 veröffentlichte Professor Dr. Joel im Oktoberheft der Neuen Rundschau in einem Artikel über Stirner die Bemerkung: „Nietzsche hat wirklich Stirner gelesen und hat ihn nicht genannt; nur der unhistorische Kopf, der die innere Nothwendigkeit beider Größen nicht begreift, kann ihm daraus ein Verbrechen machen.“ Darauf hat ich Professor Joel, mir zu sagen, worauf diese Angabe sich stütze. Alle Freunde meines Bruders, die mit ihm längere Zeit in Verkehr gewesen seien, hätten mit Bestimmtheit erklärt, daß Nietzsche niemals Stirner gelesen oder seinen Namen erwähnt habe. Diese Freunde waren daran gewöhnt, daß mein Bruder jedes Buch, das ihm, in gutem oder bösem Sinn, ausfiel, sogleich mit ihnen be-

sprach. Die Antwort war Herrn Professor Joel sehr peinlich; er wollte den Namen des „älteren basler Ehepaars“ nicht nennen. Erst am fünfzehnten Februar 1899, nach gewissenhafter Untersuchung, schrieb er mir aus Berlin: „Nun endlich kann ich das Resultat meiner inzwischen schriftlich eingezogenen Erkundigungen mittheilen; und das Resultat ist wider Erwarten ein negatives. Noch vor zwei Tagen glaubte ich auf Grund früherer Gespräche, Zeugnisse dafür liefern zu können, daß Nietzsche Stirner gelesen hat. Jetzt muß ich bekennen, daß die Bestimmtheit oder Verwerthbarkeit dieser Zeugnisse von mir überschätzt worden ist, und ich habe nicht einmal die Erlaubniß erhalten, die Quelle zu nennen, die nun verjagt und also unbrauchbar geworden ist. Ich habe das ‚wirklich gelesen‘ in gutem Glauben behauptet und ich muß es nun beim bevorstehenden Wiederabdruck meines Aufsatzes in einem Sammelband streichen. Aber ich erkläre ausdrücklich, daß ich es behauptet habe auf Grund glaubwürdig erscheinender persönlicher Zeugnisse, nicht auf Grund dogmatischer Vergleichung, aus der sich mir vielmehr in diesem Fall nicht entfernt eine nothwendige Abhängigkeit des jüngeren vom älteren Denker zu ergeben scheint.“

Das „ältere basler Ehepaar“ waren Overbeds. Das Weitere erzählt nun Overbed selbst in den „Erinnerungen an Friedrich Nietzsche“. Nachdem er, wie alle Freunde, im Gegenjag zu seiner Frau erklärt, daß auch er nie den Namen Stirner von Nietzsche gehört habe, eilt er zur Universitätsbibliothek, untersucht dort mit großem Eifer die Auslieferungsbücher und findet, daß ein Schüler meines Bruders, der ihm damals nah stand, am vierzehnten Juli 1871 das Stirnerbuch aus der Bibliothek geholt hat. Diese nichtsagende Notiz bringt Overbed als schlagenden Beweis für die Behauptung seiner Frau, daß Nietzsche Stirner gelesen haben müsse. Nun ist es wünschenswerth, zu wissen, was der Schüler selbst dazu sagte. Herr Professor Joel hat diesen ehemaligen Schüler meines Bruders, der jetzt Professor in Basel ist, im März 1899 brieflich danach gefragt und von ihm die Antwort bekommen, daß er nicht behaupte, Stirners Buch auf die Empfehlung Nietzsches aus der Bibliothek geholt zu haben. Er glaube vielmehr, daß mein Bruder ihm Langes „Geschichte des Materialismus“ empfohlen habe, worin Stirner erwähnt sei, und daß er aus diesem Grunde das Buch lesen wollte. Joel bemerkt dazu: „Daß B. durch Lange und aus Interesse für Epikur auf Stirner aufmerksam wurde, scheint mir sehr plausibel.“ Nach dieser Erklärung fällt das Kartenhaus Overbeds zusammen. Wozu bringt nun Overbed überhaupt noch die Stirnergeschichte in den „Erinnerungen“? Wegen wen streitet er und thut so, als habe er Nietzsche zu verteidigen, da doch nur seine Frau den Anlaß gab, Nietzsche des Plagiaten zu verdächtigen? Wer übrigens Nietzsches Leben und Werke auch nur ein Wenig kennt, weiß, daß mein Bruder gerade in dieser Zeit Stirner unendlich empfohlen haben kann. Damals schrieb er „Schopenhauer als Erziehler“ und lebte wie in einem Rausch des Entzückens; denn was er da als erzieherisches Ideal eines Philosophen schilderte, war er selbst und seine Zukunft. Professor Alois Nischl sagt treffend, wer Nietzsche und Stirner auf eine Stufe stelle, zeige einen großen Mangel an Fähigkeit, die Geister zu unterscheiden. Das heiße: „Schriften von fast beispielloser Macht der Rede und einer verhängnißvollen Kraft des Genies mit einer literarischen Kuriosität zusammenstellen“.

Ich glaube, dieses Beispiel zeigt deutlich, wie Overbeds Geist getrübt und wie unzuverlässig sein Gedächtniß war, als er diese „Erinnerungen“ schrieb.

Weimar.

Elisabeth Förster-Nietzsche.



König Ferdinand.

Prinzessin Klementine, die Tochter des Bürger-Königs Louis Philippe, ist neunzigjährig aus dem Leben geschieden. Sie hat die Erfüllung des Wunsches, den Fürsten Ferdinand, ihren Liebling, zum König von Bulgarien gekönt zu sehen, nicht erlebt; aber sie war eine kluge Dame, eine Diplomatin: und so mag sie ihre Augen in dem Bewußsein geschlossen haben, daß Fürst Ferdinand dem Ziel schon nah ist.

Am siebenten Juli werden zwei Jahrzehnte vergangen sein, seit die bulgarische Sobranje den jüngsten Sohn der Prinzessin Klementine zum Fürsten von Bulgarien wählte. Das geschah gegen den Willen Rußlands, ohne dessen Zustimmung Prinz Ferdinand von Koburg nicht als Fürst von Bulgarien und Gouverneur von Ostromelien anerkannt werden konnte. Keine Großmacht wagte Rußland zu reizen. Der Sultan, der den Willen Rußlands auch respektiren mußte, doch weder die Macht noch die Neigung hatte, in Bulgarien gewaltsam vorzugehen, ließ durch seinen Vertreter in Sofia anzeigen, er betrachte den Aufenthalt des Prinzen nicht als gesetzlich erlaubt. Damit war die Sache für die Hohe Pforte erledigt, zumal Stefan Stambulow, der eigentliche Regent von Bulgarien, klug genug war, die besten Beziehungen zum Sidsch-Kiosk zu unterhalten. Er ließ sich ein schönes Stück Geld kosten, den Padiſchah selbst in gute Laune zu versetzen und die hohen Würdenträger der bulgarischen Sache günstig zu stimmen.

Ferdinand wurde damals in der europäiſchen Presse kaum ernst genommen; es hieß, er sei der gehorsame Zögling Stambulows und ganz von ihm abhängig. Nach seiner Entlassung hat Stambulow viel dazu beigetragen, die Person des Fürsten lächerlich zu machen. Er pflegte Jedem zu erzählen, der Fürst beschäftige sich nur damit, sich eine Krönungskrone zu zeichnen und vor dem Spiegel die für den Krönungsmantel passende Haltung zu studiren. Gefällige Zeitungsschreiber sorgten dafür, daß diese Karikatur des Fürsten in der westeuropäiſchen Presse immer wieder vorgeführt wurde. Ferdinand hielt sich still und befestigte, mit der Hilfe der klugen Mutter, seine Stellung in Bulgarien. Die Beziehungen der Familie Orleans, deren Einfluß Fürst Bismarck oft genug gespürt hat, reichten sehr weit; selbst am Zarenhofe, wo man zu Lebzeiten Alexanders des Dritten weder Bulgarien noch den Eindringling aus Koburg erwähnen durfte, fand der Fürst schließlich einen Fürsprecher von Gewicht. Schon in den ersten Wochen des Jahres 1894 war die Bahn für eine Versöhnung mit Rußland geebnet. Stambulow sträubte sich dagegen, weil er genau wußte, daß seine Allmacht enden müsse, sobald der Fürst in Petersburg anerkannt sei. Der Ministerpräsident, der sich gern den bulgarischen Bismarck nennen ließ, war im Lande und bei Hof sehr verhaßt. Dem Fürsten war bekannt, daß Stambulow ihn für einen eiteln Gecken ausbebe. Der Prinzessin Klementine mißfiel auch die

Gewalthätigkeit des Ministers, die dem Fürsten Feindschaft zuziehen mußte. Am letzten Maitag des Jahres 1894 wurde Stambulow entlassen.

Nicht nur, weil er dem Fürsten unerträglich geworden war, sondern in erster Linie, weil er die Versöhnung mit Rußland, die das Volk dringend wünschte, stets wieder zu hindern versuchte. Weniger bekannt war, daß diese Versöhnung damals nicht mehr so schwer zu erreichen war, weil Südosteuropa für den weiterblickenden Zaren an Bedeutung verloren hatte. Der schwerfällige Alexander fühlte sich von den Bulgaren, die seinem Vater die Freiheit dankten, persönlich beleidigt. Als er gestorben war, kam Ferdinand rasch ans Ziel. Nun aber nahm man ihm in Wien und Budapest seine Schwelgerei übel. Der sonst so wohlwollende Kaiser Franz Joseph wollte ihn Jahre lang nicht empfangen und hat ihn erst jetzt wiedergesehen. Diese Trübung des Verhältnisses war aber nicht durch die Politik bewirkt worden. Oesterreich-Ungarn hat sich seit 1897 ja mit Rußland über die Balkanfragen verständigt; und da sogar der Zar dem König von Rumänien die Intimität mit dem Dreibund nicht mehr nachtrug, hatte Franz Joseph gewiß keinen Grund, dem Fürsten Ferdinand wegen des guten Verhältnisses zum Zarenreich zu zürnen. Nein: ihn hatte verstimmt, daß der Fürst seinen erstgeborenen Sohn, trotz dem der frommen Prinzessin von Parma auch von der Sobranje gegebenen Versprechen, aus dem katholischen in den griechisch-orthodoxen Glauben geführt hatte.

Seit er anerkannt ist, hat Ferdinand mit allen Parteien des Landes regirt. Bulgarische gleichen aber nicht europäischen Parteien. In den Balkanländern streiten die mächtigsten Cliques um die Leitung der Staatsgeschäfte. Die Klugheit empfiehlt, sie der Reihe nach regiren und an der Staatskrippe sich fassen zu lassen. Nur dadurch erhält man das Gleichgewicht in Staat und Gesellschaft. König Karol von Rumänien hat sich als Meister in dieser königlichen Kunst gezeigt; und an seinem Beispiel hat der Koburger sich gebildet. Er warb sich im Land Freunde, bereitete die Vereinigung Makedoniens mit Bulgarien vor und hoffte, bald der König dieses unabhängigen und großen, von Meer zu Meer reichenden Staates zu werden. Die Rücksichtslosigkeit, womit er diesem Ziel zustrebte, ist ihm in Berlin manchmal noch mehr als in Wien verdacht worden.

Jetzt scheint er dem Ziel endlich nah. Die Türkei verfällt rascher, als man vor zehn Jahren annehmen konnte. Selbst von der diplomatischen Geschiedlichkeit, die dem Großherrn früher oft aus schwieriger Lage half, ist kaum noch Etwas zu spüren. Und die Miswirthschaft im Innern geht sogar über das Maß türkischer Gewöhnung heute weit hinaus. Einen ersten Stoß hielte das Osmanenreich jetzt nicht mehr aus; und in einem Konflikt mit Bulgarien könnte es nur siegen, wenn auf dem Balkan eine starke antibulgarische Koalition entstünde. Die wäre denkbar, wenn Fürst Ferdinand das makedonische Problem selbstherrlich lösen wollte. Das wird er aber wohl nicht versuchen. Sehr bald

vielleicht aber (Manche meinen, am zwanzigsten Jahrestag seiner Regierung) Bulgarien und Ostrumelien für unabhängig von der Pforte erklären. Dagegen würde der Padiſchah nur einen papiernen Protest erlassen.

Auch die Angelegenheit des bulgarischen Exarchates muß erledigt werden. Nicht um eine kirchliche Frage (über die man sich auf dem Balkan nicht allzu sehr aufregen würde) handelt ſich dabei, ſondern um eine politiſche. Die Zukunft des bulgarischen Exarchates bedingt die bulgarische Vormachtſtellung auf dem Balkan. Seit zwanzig Jahren verſucht man von Sofia aus mit großen Summen die Bulgariſirung Makedoniens. Die ſerbische Propaganda im Vilajet Koſſowo war leicht zu überwinden; größeren Widerſtand leiſtet die griechiſche Propaganda, die in dem phanariotiſchen Patriarchen in Konſtantinopel eine ſtarke Stütze hat. Doch die Bulgaren ſind kühn, ihre Kraft iſt unverbraucht, ihr Gewiſſen nicht ängſtlich und ihr Anhang in Makedonien heute ſchon nicht klein.

Zeitungsberichte geben von Balkanzuſtänden oft ein falſches Bild. Ferdinand ſitzt in Sofia nicht weniger feſt als Karol in Bukareſt. Dynaſtiſches Gefühl, wie es in Deutſchland wurzelt, kennt der Balkan nicht; mag die Herrſcherfamilie einheimiſch oder zugewandert ſein. In Ehrfurcht oder gar Liebe erſtirbt kein Bulgare, Serbe, Montenegriner oder Rumäne vor ſeinem Fürſten. Wenn er ihm Uebles nachſagen kann, freut er ſich ungemein. Wahrhaft beliebt iſt ein Herrſcher da erſt, wenn er totgeſchlagen oder verjagt iſt. Jahrhunderte lang hat die türkiſche Herrſchaft dieſe Völker in dem Gefühl der Rajah erzogen nun ertragen ſie die weltliche Obrigkeit, nach Rouſſeaus Wort, wie eine von Gott geſchickte Krankheit, bis ein operativer Eingriff von außen kommt. Nicht Ferdinand von Koburg, der Enkel des Franzoſenkönigs Louis Philippe, wird in Bulgarien als Monarch geachtet, ſondern der nicht fortgejagte Inhaber der höchſten Staatsgewalt. Im Beſitz dieſer Stellung kann er ſich zum König machen. Auf die Liebe und Treue ſeiner Untertanen rechnet kein Monarch im Oſten Europas. Die Geſchichte lehrt, wie ſchnell auf dieſem Boden die Dynaſtien wechſeln und wie leicht die Völker ſich an den Anblick neuer Majestät gewöhnen. Ferdinand hat ſich zwanzig Jahre lang gehalten; ſeine Klugheit läßt ihn wohl noch länger im Beſitzrecht wohnen.

Dr. Samuel Bernfeld.

Quand l'histoire serait inutile aux autres hommes, il faudrait la faire lire aux princes: il n'y a pas de meilleur moyen de leur découvrir ce que peuvent les passions et les intérêts, les temps et les conjonctures, les bons et les mauvais conseils. Lorsqu'ils voient jusqu'aux vices les plus cachés des princes, malgré les louanges qu'on leur donne pendant leur vie, exposés aux yeux de tous les hommes, ils ont honte de la vaine joie que leur cause la flatterie et ils connaissent que la vraie gloire ne peut s'accorder qu'avec le mérite. (Bossuet: Discours sur l'histoire universelle.)

Der Vertheidiger.

Nach will auch mit einem Citat anfangen, habe aber keinen Büchmann zur Hand und bitte daher um Entschuldigung, wenn ichs nicht ganz genau anführe: „Andero als sonst in Menschentöpfen malt sich in diesem Kopf die Welt.“ Nämlich im Auftrag des Herrn (Landgerichtsrathes?) Reinhold die Strafprozeßordnung. Zugegeben soll werden, daß gelegentlich auch ein als Vertheidiger auftretender Rechtsanwalt weiter gegangen ist, als notwendig und sachgemäß war. Aber das Bild, das Herr Reinhold giebt, ist windschief. Warum giebt es Berufsvertheidiger? Erstens, weil die Strafrechtspflege ein Gebiet ist, das besondere Eigenschaften fordert, insbesondere Geistesgegenwart, Schlagsfertigkeit und ruhige Nerven. Wenn ich vertheidige (seit mehr als siebenzehn Jahren), kann ich nicht, wie im Civilprozeß, mitten in der Behandlung sagen: Hier kommt etwas Neues, ich will vertagen und mir zu Haus Entscheidungen und Rechtsbücher ansehen. Ich muß auf Alles vorbereitet sein und Jedem, auch dem Unerwarteten, sofort begegnen. Zweitens, weil (zumal in den großen Städten) eine gleichzeitige Ausübung von Civil- und Strafpraxis nicht möglich ist. Strafpraxis ist an die Stunde des Richters gebunden, die Dauer des Termins ist nicht absehbar, der Angeklagte wünscht persönliche Vertretung. Weist sind die Gebäude verschieden und weit von einander entfernt.

Herr Reinhold stellt sich, als ob im Strafprozeß der Vertheidiger Herr der Situation sei. Thatsächlich hat die deutsche Prozeßordnung nach aller Sachleute Auerkenntniß Licht und Schatten sehr ungleich vertheilt. In dem ganzen (geheimen) Vorverfahren ist die Hilfe des Vertheidigers dem Angeklagten fast werthlos, weil er keine oder nur illusorische Rechte hat. In der Hauptverhandlung erst kann der Anwalt den Angeklagten gegen etwa geschehenes Unrecht schützen.

Der Vertheidiger untersteht der Disziplinargewalt des Vorsitzenden und diese wird, wie die Annalen der Rechtsprechung ergeben, sehr energisch gehandhabt. Schon hier ist eine große Ungleichheit, denn der Ankläger untersteht keiner Sitzungspolizei. Greift er ungebührlich den Angeklagten oder den Vertheidiger an, so giebt es im Rahmen der Verhandlung hiergegen keinen Schuß. Ein Staatsanwalt, der den Angeklagten zu Unrecht als gewerbmäßigen Verleumder bezeichnete, wurde zwar später zu Strafe verurtheilt, aber für die Verhandlung blieb der Vorwurf auf dem Angeklagten haften.

Wir klagen in Deutschland seit Jahren über den Mangel an Vertrauen, ja, direkt über das Mißtrauen, das weite Kreise der Bevölkerung der Strafrechtspflege entgegenbringen. Nicht nur Unzufriedene, nicht nur politisch Oppositionelle sind die Rufer im Streit, sondern aus allen Lagern erldnt der Ruf nach einer Reform. Zum ersten Mal aber ruft Herr Reinhold die Oeffentlichkeit gegen die Vertheidiger in die Schranken.

Die Mängel des Prozeßes liegen a) in dem geheimen Vorverfahren, in dem ohne Zuziehung des Angeklagten und des Vertheidigers gegen den Geist des Gesetzes meist nur Material für die Anklage gesammelt wird, b) in der zu weit gedehnten Untersuchungshaft. Herr Reinhold will den Untersuchungsrichter schützen. Diesen Ruf habe ich noch nicht vernommen. Reinhold scheint auf zwei Prozesse anzuspielen, in denen festgestellt wurde, daß der Richter seiner Aufgabe nicht ganz gewachsen war. Daß Dies öfters vorkommt, ist natürlich. Das Amt des Untersuchungsrichters ist schwer und wird nicht gern übernommen. Selten machen die Herren weiter Karriere. Dagegen sind sie vielfach zwar juristisch auf voller Höhe, aber, wenn ich so sagen darf, technisch den an sie herantretenden Aufgaben nicht ganz gewachsen. Wenn Banken verfrachtet sind und der Bankerott zur Auflage steht,

wird selten ein Landrichter im Stande sein, die verchlungenen Pfade des Bankgeschäftes übersehen zu können. So ergiebt sich sehr oft in der Hauptverhandlung, daß die (vielleicht Jahre lange) Voruntersuchung ganz zwecklos gewesen und Alles nun neu zu bearbeiten und zu prüfen ist. Dann schreit das Gericht manchmal gegen den Vertheidiger, aber sehr zu Unrecht; denn dem Beklagten muß sein Recht gewahrt werden.

Vielsach ist es Pflicht des Vertheidigers, Zeugen mit ihnen unangenehmen Fragen nahzutreten. In einer Betrugsanlage sache theilte mir der unbescholtene Angeklagte mit, der angeblich betrogene Zeuge sei erheblich vorbestraft. Nach langem Hängen und Würgen — der Richter wollte nicht, daß ich den Zeugen „zur Strecke bringe“, wie Herr Reinhold sagt — ergab sich, daß er außer anderen Betrugs- und Diebstahlsstrafen auch Zuchthaus wegen Urkundenfälschung gehabt hatte. Natürlich wurde die Aussage des Zeugen gegen die des Angeklagten werthlos. Kein Anwalt wird um der Sensation willen Zeugen angreifen, schon weil diese Taktik dem Angeklagten bei den Richtern schaden könnte.

Herr Reinhold beschwert sich dann über den „auswärtigen Universalvertheidiger“. Er nenne Namen. Als Fritz Friedmann noch Anwalt war, gab es in ihm die Leicht einen solchen. Dieser Mann war, was man in Sportkreisen eine Klasse für sich nennt; er war als Vertheidiger genial, bei allen Schwächen als Mensch. Keiner von uns hat ihn erreicht. Heute gehört es zu den Seltenheiten (ich sage: leider), daß ein Vertheidiger aus Berlin geholt wird. Und doch ist es vielsach berechtigt und wünschenswerth. Besonders im kleinen und mittleren Ort ist der Anwalt durch persönliche Beziehungen zum Richter oder Staatsanwalt vielsach gebunden und verhindert, mit der erforderlichen Unbefangenheit und Objektivität der Sache und Person gegenüber aufzutreten. Die Vorwürfe, die gegen den Anwalt erhoben werden, sind unbegründet. Das ergiebt schon die öffentliche Statistik der Ehrengerichtsprüche. Ganz selten sind Verfehlungen in Gerichtsfügungen.

„Verfälscher“ sind schließlich alle Anwälte. Reinhold meint die in der Strafpraxis thätigen. Wir sind auf wissenschaftlichem Gebiete heute schlecht daran. Das Bürgerliche Gesetzbuch mit der Fülle der Streitfragen nach seiner Auslegung sichert dem Civilisten noch auf Jahre eine interessante theoretische Bethätigung im Neuland. Ueber das Strafgesetzbuch und die Strafprozeßordnung, die ein Alter von dreißig Jahren haben, sind die Kontroversakten im Wesentlichen geschlossen. Das Strafverfahren und die Gesellschaftszustände werden oft in das Plaidoyer gezogen, weil das Verfahren unvollkommen, die Zustände in den Gesetzen, zumal bei den Strafarten und den Voraussetzungen der Strafbarkeit, zu wenig berücksichtigt sind. Regierung, Gelehrte und Praktiker sind darüber einig, daß die formelle und die materielle Strafrechtspflege der Reformen dringend bedürfen. Die Art der Vertheidiger ist nicht reformsbedürftig, wohl aber ist die Art, in der sie gefehlt gehindert sind, schon im Vorverfahren und in der Voruntersuchung sich für den Angeklagten zu betheiligen.

Rechtsanwalt Georg Moritz.

II. Verehrter Herr Harden, mit Schweningers anregendem Aufsatz „Der Arzt“ (im ersten Heft der „Zukunft“) in der Tasche fuhr ich in der Weihnachtswache in die Welt hinein, um in der Winterpracht der schweizer Berge für eine kurze Spanne Zeit das müde gearbeitete Gehirn ein Wenig von Altkenshaus und Verfälscher „auszulüften“. Ich glaube, daß für den modernen Arbeitmenschen, dem der Begriff des „Zeithabens“ immer mehr zum Nimbus wird, keine Situation zu nachdenklicher Einkehr und ruhiger Aufnahme der Gedanken Anderer so geeignet ist wie der Aufenthalt im Eisenbahnwagen; notabene: wenn er darin allein mit seinem Buch in der Ecke sitzt. Das Gefühl der Beschränkung in Dem, was man thun und wollen kann, die

Sicherheit, daß nun eine Weile die Außenwelt keine störenden Anforderungen an uns zu stellen vermag, und dazu das Bewußtsein, daß trotz dem körperlichen Nichtstun die Stunden nicht nutzlos verstreichen, sondern uns vorwärts und unserer Zwecke näher bringen: all Das erfüllt uns mit ruhevollen Behagen und dankbarer Aufnahmefähigkeit für den fremden Ideenkreis. Soll Anteilnahme und Interesse betrachtete ich auf meinem Ruheplatz also Schweningers Bild von dem Arzt, der als solcher geboren sein muß, der abseits von künstlicher schematischer Voreingenommenheit seine Strahe zieht und, ohne Ueberschätzung laubläufiger beruflicher Vorbildung, die ihm von einer gütigen Natur gewährten Gaben im Dienst richtig verstandener Menschlichkeit anwendet, um zu heilen und zu nützen. Und dabei kam mir der Gedanke, daß das Heilen eines kranken und das Vertheidigen eines beschuldigten Menschen doch eigentlich recht viel Verwandtes habe, und ich beschloß, den Versuch zu machen, ein Schweningers „Arzt“ analoges Bild vom „Vertheidiger“ zu entwerfen.

Sie wissen, wenn Sie überhaupt (woran ich zu zweifeln Grund habe) je Urlaub nehmen, vielleicht, daß der Weg in die Ferien mit guten Vorsätzen gepflastert ist, die man niemals ausführt. Es war so über alle Maßen herrlich unter dem staubblauen engadiner Himmel, man sahnte sich in den Sonnenstunden so studentenhaft jung und, wenn die Abendshatten über die weißglitzernde Pracht hinabsanken, so behaglich müde von dem bischen Sport, den man den untrainirten Muskeln zumuthete, daß der Gedanke, den Bergstod mit der Feder zu vertauschen, rasch verfloß. So unterblieb die Ausföhrung meiner Absicht; und unterblieb natürlich auch weiter, als mich, nach der Heimkehr, die üblichen „Strafarbeiten“ empfangen.

Mit einiger innerlichen Beskämung las ich daher in der Inhaltangabe der „Zukunft“ vom sechzehnten Februar, daß ein Anderer den dankbaren Stoff aufgegriffen habe: „Der Herr Vertheidiger.“ Von Otto Reinhold. Die Formulirung des Titels ließ mich vermuthen, daß der Verfasser die Frage von einer anderen Seite aufgestellt habe; aber ich entsann mich, daß ich in einer Reihe früherer Artikel voll Geist und juristischer Delikatesse mit Vergnügen seine Bekanntschaft gemacht hatte, und schlug deshalb in angenehmer Erwartung das Heftchen auf. Ich fand, um es kurz und offen zu sagen, einen Fastnachtstulk, eine Burleske, mit einem Trottel von Gerichtspräsidenten an der Spitze, einer Geschworenenbank von Flachköpfen, einer Karikatur von Staatsanwalt und einem Handwurst von Vertheidiger.

Warum soll man sich nicht auch einmal an einer derben karnevalistischen Verzerrung erfreuen? Man belacht ja gelegentlich ein hanebüchenes Bierdrama mehr als ein feines Lustspiel. Aber bei Reinholds Artikel vergeht uns das Lachen. Wir merken nämlich plötzlich, daß er ernst genommen sein will und daß er wirklich und wahrhaftig den Muth hat, uns einzureden, er habe irgendwo oder irgendwann seinen „großen Universal- und Reise-Vertheidiger“ gesehen, der „die strenglichen Sachen schon von fern riecht“ und der „über hundert Reisen zum Schwurgerichtssaal eilt“, um „mit einem schmetternden ‚J'accuso‘ gegen Anklagebehörde und Richter“ die Belastungzeugen „zur Strecke zu bringen“, Staatsanwalt und Richter durch „unaufhörliches Protestiren“ zu reizen und zu brüskiren, den Untersuchungsrichter abzuschlachten und dem „gut eingedrillten“ Angeklagten zur „Glorie des Märtyrers“ zu verhelfen, so daß er selbst „sich beinahe für unschuldig hält“.

Und all diesem Konsens ist nicht etwa der Stempel scherzhafter Uebertreibung aufgedrückt. Nein: so sieht in des Verfassers Augen „der moderne Berufsver-

theidiger leidhaftig aus, gegen den er, wie er selbst sagt, „scharf und bitter“ Front machen zu sollen glaubt und der „der Rechtsordnung fast gefährlicher ist als das Verbrechen.“ Die Wirkung dieser Darstellung wird nur ganz formal durch das gütige Zugeständniß abgeschwächt, daß es in Deutschland auch noch „recht viele Verteidiger alten Schlages“ giebt; denn kein kritischer Leser kann zweifeln, daß sie als eine aussterbende Minorität, der „Herr Verteidiger“ aber als regelbildender Typus dargestellt werden soll.

Wir leben in einer Zeit des Kampfes um die Neugestaltung unseres Strafverfahrens, dessen Schäden in den letzten Jahren auch den von der Vortrefflichkeit aller bestehenden Gesetze Ueberzeugtesten offenbar geworden sind. Keine einzige Stimme aber hat sich bisher mit der Behauptung erhoben, daß unsere Strafprozeßordnung nicht ausreichende Handhaben biete, um Schuldige ihrer gerechten Bestrafung zuzuführen; nein: einzig und allein die bittere Klage, daß ihr genügende Garantien fehlen, um unbedachte Verhaltungen, von einseitigem Mißtrauen diktierte ungerechte Untersuchungen und Leben und Existenzen vernichtende Fehlsprüche zu verhindern, hat in Valenkreisen steigendes Bestreben und Erbitterung und bei einsichtigen Männern aller juristischen Lebensstellungen die Ueberzeugung geweckt, daß hier Wandel geschaffen werden muß, Wandel in dem Sinne, daß dem Angeklagten stärkere Garantien zugestanden werden. Die erste und unentbehrlichste Garantie des Angeklagten heißt: freies „Recht zur freien“ Verteidigung. Wenn daher von so weithin sichtbarer Stelle aus, wie die „Zukunft“ eine ist, durch eine gewandte Feder unwidersprochen schon die jetzige, an allen Ecken und Enden eingeeengte Verteidigung periffirt und als eine Gefahr für die Rechtspflege hingestellt wird, so können hieraus Zerwürfne und Mißdeutungen entstehen, die der ernstlichen und mühsamen Aufklärungsarbeit berufener Männer den Weg hemmen.

Deshalb (und weil ich ja weiß, daß in der „Zukunft“ das *audiatur et altera pars* mit großen Lettern geschrieben wird) sei mir gestattet, aus einer Erfahrung, die sicherlich quantitativ wie qualitativ hinter der Reinholds nicht zurücksteht, mit aller Entschiedenheit zu versichern, daß nirgends in Deutschland ein Urbild für Reinholds Karikatur existirt. Es giebt keinen „Unverfal- und Reize-Verteidiger“, sondern es giebt nur eine (verhältnismäßig sehr geringe) Zahl von Anwälten, die gelegentlich außerhalb ihres Wohnsitzes als Verteidiger fungiren, weil sie von Parteien oder anderen Anwälten darum ersucht werden. Es giebt keinen Verteidiger, der es als seine „Aufgabe“ betrachtet, „Reibungen mit der Staatsanwaltschaft und dem Gericht herbeizuführen“. Im Gegentheil: jeder Verteidiger geht solchen Konflikten ängstlich aus dem Wege, weil er weiß, daß nichts der Sache des Angeklagten so schadet wie eine gereizte Stimmung zwischen Richter- und Verteidigertisch. Solche Konflikte gehören auch thatsächlich schon seit vielen Jahren zu den Seltenheiten. Sie bildeten eine ständige Nubrik in den öffentlichen Blättern, als unser mündliches strafprozessuales Verfahren noch in den Kinderschuhen steckte und die einzelnen Faktoren mit einander gewissermaßen um die Abgrenzung ihrer Kompetenzen kämpften. Das ist längst vorbei. Eine ständige Judikatur hat die Plätze in der forensischen Arena für alle Beteiligten abgegrenzt, die Justizverwaltung hat erkannt, daß auf den exponirten Sessel des Vorsitzenden eines Strafgerichtes nicht heftige, explosive Naturen, sondern Männer mit Würde und Selbstbeherrschung gehören, und ein Narr, ein von allen guten Geistern verlassener Dummkopf, aber nicht ein „berühmter

Verteidiger“ müßte der Anwalt sein, der ohne zwingenden Grund das friedliche und freundliche Einverständnis mit dem Verhandlungsleiter aufs Spiel setzt. Gewiß läuft auch einmal ein Verstoß gegen gute Verteidigerfitt und vornehmen Verteidigertast unter; aber sicherlich nicht öfter als eine über das Ziel hinauschießende Schroffheit vom Staatsanwaltstisch oder eine dem Vertrauen in die objektive Rechtsfindung nicht dienliche Bemerkung des Vorsitzenden. Es giebt auch keinen Verteidiger, der prinzipiell in den Belastungszeugen seine „Opfer“ erblickt. Gerade diese Behauptung wird kritisch oft nachgesprochen, weil in dem oder jenem einzelnen Fall einem Zeugen unter den Fragen des Verteidigers etwas warm wurde. Aber weiß denn nicht jeder Kundige, wie schügend sich die Hand des Staatsanwaltes und des Vorsitzenden über die Zeugen zu breiten pflegt, die die Anklage stützen, wie oft Trethum, Mißverständniß, Vornurtheit und Gehässigkeit eines Belastungszeugen einem unschuldigen Angeklagten zum Verhängniß geworden sind? Ist es wirklich wichtiger für die Zwecke der Rechtspflege, einem Zeugen eine peinliche Frage zu ersparen, als ein Moment unerdrückt zu lassen, das vielleicht für das Schicksal des Angeklagten entscheidend ist? Und sind uns Allen nicht unzählige Fälle bekannt, in denen die Entlastungszeugen viel empfindlicher unter dem von vorn herein mißtrauischen Inquisitorium des Vorsitzenden und des Staatsanwaltes zu leiden hatten als die Belastungszeugen unter den Fragen des Verteidigers?

Es giebt auch keinen Verteidiger, der so thöricht ist, prinzipiell den Untersuchungsrichter „als Sturmbuch zu benutzen“. Herr Reinhold scheint mit diesem Theil seiner Ausführungen auf Gerichtsverhandlungen hinzuzielen, in die er von Weitem, aus Zeitungreferaten, hineingeschaut hat und in denen es allerdings dem Untersuchungsrichter nicht eben leicht geworden ist, gegenüber den Ergebnissen der Hauptverhandlung die Maßnahmen seiner Voruntersuchung zu rechtfertigen. Der Kwidetz-Prozeß, die Königsberger Geheimbundaffaire und andere Auffehen erregende Strafsachen der letzten Jahre gehören hierher. Ich glaube nicht, daß es viele urtheilfähige Leute giebt, die als das „Opfer“ dieser Strafverfahren den Untersuchungsrichter erkannt haben; wohl aber kann ich Herrn Reinhold versichern, daß gerade diese Verhandlungen weiten Kreisen Berufener die Augen über schlimme Mißstände unseres Vorderfahrens geöffnet und in heilsamer Weise, wirksamer als alle theoretischen Erörterungen, die Ueberzeugung begründet haben, daß hier der wundeste Punkt unserer Strafrechtspflege ist und daß, wenn eine Voruntersuchung in den Händen eines für das Amt des Untersuchungsrichters nicht geeigneten, rücksichtslosen, mißtrauischen und dabei von dem Glauben an den eigenen überragenden Scharfsinn durchdrungenen Mannes liegt, Das nicht nur ein Glück und Leben des Einzelnen vernichtendes Unheil, sondern auch eine Gefahr für die Rechtspflege bedeuten kann. Mir scheint: wenn einer oder der andere „Herr Verteidiger“ zur Klärung dieser Erkenntniß mitgewirkt hat, dann hat er seine Berufspflicht nicht eben schlecht erfüllt.

Und (laet not loast) auch der Verteidiger, der seinen Klienten „eindrückt“ und der, was merkwürdiger Weise auch noch immer ganz kluge Leute nachschwähen, von ihm das Geständniß seiner Schuld entgegennimmt und sie dann dem Gerichtshof gegenüber leugnet, existirt nur in Kolportageromanen. Kann wirklich ein verständiger Mensch, selbst wenn er sich nicht scheut, einem Anderen ohne Weiteres die Prostitution der eigenen Persönlichkeit zugumuthen, glauben, daß ein Angeklagter freiwillig die Wärme und die Ueberzeugungskraft, die seiner Verteidigung

dienen soll, an den Wurzeln untergraben wird? Und daß ein Anwalt zu der Gewissenlosigkeit auch noch die Dummheit fügen wird, sich der üblen Nachrede eines ihm als kriminelles schuldig bekannten Menschen auszusetzen? Nein; natürlich stellt sich in einzelnen Fällen später heraus, daß der Verteidiger für die Unschuld eines Schuldigen eingetreten ist, — gerade so, wie der Staatsanwalt für die Verurtheilung eines Unschuldigen. Und gewiß ist einzuräumen, daß langjährige, auf die Hervorhebung der entlastenden Momente gerichtete Berufsthätigkeit im einzelnen Fall zu einer der objektiven Erkenntniß nicht zuträglichen optimistischen Auffassung von Dingen und Personen führen kann, — gerade so wie alte Staatsanwälte und Strafrichter oft zu einseitigem Mißtrauen neigen. Aber über diesen der menschlichen Schwäche zu zollenden Tribut hinaus muß ein geachteter Berufsstand doch ganz entschieden vor der Insinuation bewusster Rechtsfälschung verwahrt werden.

Ich glaube, in den vorstehenden Sätzen der Abwehr *implicito* mitgesagt zu haben, wie der „Verteidiger“ wirklich aussieht, wenn er diesen Namen mit Recht trägt. Daß Jemand, der von allen erforderlichen Eigenschaften keine besitzt, sondern ein Charlatan und Possenreißer wäre wie Reinholds Herrbild, „berühmt“ wird, ist auf einem der öffentlichen Kritik dauernd ausgesetzten Posten doch kaum möglich. Daß gelegentlich Mittelmäßigkeit, geschickte Routine und zufällig erfolgreiches Gelingen ernsthafte, schwerfälligere Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in den Schatten drängt, ereignet sich in allen Berufskreisen. Für den Regelfall aber wird ein Verteidiger seinen Ruf nur dadurch begründen, daß er Kenntnisse und Fleiß, Lebenserfahrung und Takt, zu Alledem aber (oder, richtiger, vor Alledem) Herz für das Unglück Anderer, das „große Mitleid“ hat. Und Das führt mich zu meinem Ausgangspunkt zurück und verleitet mich, mit einem Plagiat zu schließen. In zwei Sätzen Schwenningers sei mir die Vertauschung des Arztes mit dem Verteidiger gestattet. Dann lauten sie so: „Die Menschlichkeit, die Humanität Eines, der ein Verteidiger sein will, muß größer sein als die eines Anderen; je größer die Humanität, desto größer der Verteidiger. Was weiter besagt: daß ein guter, ein „großer“ Verteidiger nur Einer sein wird, der über eine große Menschlichkeit verfügt.“

Erscheint Ihnen beachtlich, verehrter Herr Harden, was ich geschrieben, so lassen Sie es, bitte, auch die Leser der „Zukunft“ prüfen. Mit ergebenstem Gruß Ihr
Breslau. Justizrath Dr. Ernst Mamrot.

Ich bin nicht der Verteidiger des Herrn Reinhold (der übrigens nicht Landgerichtsrath ist), möchte aber fragen, ob seine lustige Satire „Der Herr Verteidiger“ („Zukunft“ vom sechzehnten Februar 1907) wirklich mit so schwerem Geschick angegriffen werden mußte. Ist denn ein Fastnachtspiel gleich Hochverrath? Werden die tüchtigen Leistungen unserer Offiziere und Beamten durch satirische Bilder oder Glossen entwerthet? Sind alle Kommerzienräthe Narren, weil in den Witzblättern so oft über die Eitelkeit eines Kommerzienrathes geispottet wird? Und muß der Kriminalanwalt nicht hinnehmen, was der Lieutenant täglich zu erdulden hat? Reinholds Absicht war nicht, die Thätigkeit des Kriminalanwaltes herabzusetzen oder gar verächtlich zu machen: er wollte lächerlichen Mißbrauch geisteln, der auch von Anwälten oft schon leise verhöhnt worden ist; und wenn er dabei übertrieb, machte er nur von dem guten Recht des Satirikers Gebrauch. Aber nicht jeder Verteidiger nimmt seine Berufspflicht so ernst wie die Herren, die heute hier sprachen.

Krebserreger.

Dem Leser des Aufsatzes „Krebserreger“ (in der „Zukunft“ vom sechzehnten Februar 1907) muß die Vorstellung erweckt werden, daß es einen Erreger des Krebses unzweifelhaft giebt, einen Parasiten, der das Krebsleiden wirklich erzeugt, daß die Wissenschaft auf dem besten Wege ist, diesen Erreger des Krebsleidens zu entdecken, und daß von dieser Entdeckung das Wohl und Weh aller Krebsleidenden abhängt; weiter, daß bis dahin (also, bis der Krebserreger entdeckt ist und mit seiner Entdeckung eine spezifische Therapie einsetzt) das Messer zur Heilung und Behandlung ausreicht. Ja, wir lesen ausdrücklich den Satz: „Die völlige Vernichtung der malignen Gewebe reicht unter allen Umständen aus, um das furchtbare Leiden zu beseitigen.“ Diese Grundsätze, die hier mit einer Sicherheit, die jeden Zweifel von vorn herein ausschließt, mit der Sicherheit nahezu eines religiösen Dogmas, eines mathematischen Satzes, aufgestellt werden, bedürfen sehr der Korrektur. Die Korrektur ist um so nöthiger, als es sich um eins der ernstesten Leiden handelt und als die Arbeit der beiden Autoren für die breiteste Oeffentlichkeit bestimmt ist. Es bedarf kaum des Nachweises, daß in dem krebskranken organischen Gewebe unzählige Bazillen zu finden sind; und so verstehen wir, daß von Zeit zu Zeit immer wieder ein anderer „Krebserreger“ entdeckt wird.

Aber die ganze Situation wird mit einem Mal geklärt, wenn wir den Krebs als diätetisches Leiden auffassen, also zu der Auffassung der alten Ärzte zurückkehren. Die Statistik weist uns den Weg. Was zunächst die rapide Zunahme des Krebsleidens anbelangt, so ergeben die berliner Zahlen (nach den Mittheilungen des Professors Hirschberg vom Statistischen Amt der Stadt Berlin) Folgendes:

Auf 1 Million Einwohner kamen 1876:	657 männliche	Krebsstodesfälle
	1126 weibliche	„
	1889 1237 männliche	„
	1684 weibliche	„
	1895 1557 männliche	„
	1775 weibliche	„

Diese rasche Zunahme wurde zuerst in England sichtbar und besonders von London aus als Alarmanachricht bekannt. Dort stieg die Zahl der Krebsstodesfälle, auf 100 000 Lebende berechnet, in den letzten vierzig Jahren von 42 auf nahezu 110. Für Preußen beträgt die Einwohnerzunahme in den letzten fünf und zwanzig Jahren ungefähr 25 Prozent, die Zahl der Krebsstodesfälle aber hat um 120 Prozent zugenommen. Sehr werthvoll ist die Beobachtung, daß der Krebs besonders die reichere Klasse trifft. Das geht aus der Thatsache hervor, daß, während in der berliner Armenpraxis auf 1000 Todesfälle nur 15 Krebstodesfälle kommen, auf die allgemeine Praxis mehr als die dreifache Zahl, 48, entfällt. Ferner ist bemerkenswerth, daß in den reichen Gegenden Deutschlands, speziell in Hamburg, der Krebs sehr viel öfter auftritt als im armen Osten. Die Zahlen verhalten sich wie 113 zu 30. Daß nun nicht der Reichtum an sich den Krebs erregt, bedarf keiner Auseinandersetzung. Wohl aber ist es die notorijsche Luxusernährung und besonders die allzu reichliche Fleischkost, die mit dem steigenden Reichtum überall einsetzt. Es ist durchaus kein Zufall, daß England, wo so enorm viel Fleisch gegessen wird, nicht nur viel Vicht, sondern auch so sehr viele Krebskranken aufweist und daß Hamburg, wo ähnliche Ueberfütterung mit Fleisch grassirt, auch besonders vöin Krebs heimgesucht wird. Die Krebsfrage

ist eine Wagenfrage. Der Magen und die Verdauungsorgane werden denn auch ganz besonders vom Krebs befallen. Von 4574 Krebstodesfällen in Berlin (1897 bis 1899) starben an: Magenkrebs 1571, Leberkrebs 464, Darm- und Mastdarmkrebs 418, Speiseröhrenkrebs 217, Zungenkrebs 53, Gallenblasenkrebs 33, Bauchspeicheldrüsenkrebs 11, Lippenkrebs 5, Gebärmutterkrebs 5. Also an Krebs der Verdauungsorgane 2831. An Krebs der Gebärmutter 560, an Krebs der weiblichen Brust 252, an Krebs des Unterleibes 217.

Von Bedeutung erscheint mir ferner der Umstand, daß es noch ein zweites Leiden giebt, das eine von Jahr zu Jahr steigende Anzahl von Todesopfern fordert und merkwürdiger Weise gerade auch in jenen Kreisen der Bevölkerung, in denen der Krebs besonders häufig ist: ich meine die Zuckerkrankheit. Davon starben in Berlin 1886 570, 1903 1872 Personen; und bei der Zuckerkrankheit ist die diätetische Ursache nun doch wirklich allbekannt. Obwohl es auch hier noch bakteriologische Heißsporne giebt, die auf einen Bazillus der Zuckerkrankheit sahen, weil sie von dem relativ häufigen Vorkommen der Zuckerkrankheit bei Deuten, die zusammen wohnen, in der selben Familie, bei Eheleuten, in den selben Häusern, in den selben Vierteln, als von einer Art von Ansteckung ausgehen. Gerade wie es beim Krebs geschieht. Die diätetische Aetiologie aber löst das Räthsel. Man braucht nur daran zu erinnern, daß sowohl bei der Zuckerkrankheit als auch bei der Disposition zum Krebs es sich oft um familiäre Diätünden handelt und daß die wohlhabenden Klassen in fast allen Städten sich auf bestimmte Viertel konzentriren. Die Angelegenheit wird dadurch komplizierter, daß auch relativ arme Leute Lagusernahrung treiben können und auch wirklich treiben. Namentlich Gastwirthe und alle in der Ernähungsmittelindustrie Beschäftigten; und gerade sie bekommen oft den Krebs. Eine zweite Schwierigkeit für die Beurtheilung liegt darin, daß ja eine gewisse Disposition sowohl zum Krebsleiden wie zur Zuckerkrankheit die Voraussetzung ist. Ohne solche Disposition führen selbst die schlimmsten Diätünden nicht zur Erkrankung; es ist also immer möglich, auf Ausnahmen hinzuweisen. Die sind aber kein Beweis gegen die Regel.

Vor ungefähr vierzig Jahren meinten die Chirurgen, daß man den Krebs nicht operiren dürfe; sie erinnerten sich des alten Grundgesetzes, daß der Krebs manchmal als ganz harmloses Leiden verlaufe. „nisi imprudentia curantis agitata est“, wenn er nicht durch die Unklugheit des Behandelnden gereizt wird. Denn die alten Aerzte haben oft beobachtet, daß mit Krebs behaftete Personen Jahre lang keine besonderen Beschwerden hatten und erst ernstlich zu leiden anfangen, wenn der Krebs durch Feuer oder durchs Messer örtlich zerstört war. Heute wissen wir, daß es sich um die „Verallgemeinerung des Krebses“ handelt, die Krebsmetastase der inneren Organe. Wenn die Behauptung der Chirurgen, daß die Operation ein Heilmittel ist, richtig wäre, müßte in der vorkirurgischen Ära ja die Zahl der Krebstodesfälle erheblich größer gewesen sein als jetzt. Jetzt aber, unter der Herrschaft des Messers, sehen wir die Zahl der Krebstodesfälle in geradezu unheimlicher Weise anschwellen. Alle gewissenhaften Statistiken über die Erfolge der Krebsoperationen ergeben denn auch ein sehr trübes Bild. Die Statistik des Professors Pfannenstiel über die 600 krebserkrankten Frauen, die von 1883 bis 90 in die Breslauer Klinik kamen, kann immer noch als Norm gelten. Von diesen 600 Frauen wurden 116, die relativ gesündesten und fräftigsten, als zur Operation geeignet ausgewählt; 10 davon starben an den Folgen der Operation, 84 an einem Rückfall im ersten Jahr nach der Operation; als wirklich und dauernd geheilt konnten im Ganzen 3 bezeichnet werden.

Rehendorf.

Dr. Siegelroth.



Anzeigen.

Die Trennung der Kirche vom Staat. Von Paul Sabatier. Berlin, C. A. Schwetschke.

Paul Sabatier war so freundlich, mir die Uebersetzung seiner oft genannten Schrift: „Die Trennung der Kirche vom Staat“ zu schicken. Dem protestantischen Biographen des Franz von Assisi wird man tiefes und liebevolles Verständniß katholischen Geistes- und Hergenslebens nicht absprechen wollen und ihn als kompetenten Beurtheiler hören müssen. Er beweist, daß das Trennungsgesetz nicht das Werk einiger Jakobiner, sondern eine Nothwendigkeit ist, weil sich von dem demokratischen Frankreich, das seine Bürger zu lebendigen Gliedern des Gemeinwesens erzieht, die klerikale Partei losgesagt hat, die dieses Frankreich fanatisch bekämpft, die in keinem Lebensgebiet selbständig denken und handeln, sondern auch das gesammte bürgerliche und Geistesleben der Autorität des Papstes unterwerfen will und in die sich „die Begünstiger aller Knechtungen geflüchtet haben.“ Sabatier schildert den welt- und volkfernden Episkopat und Klerus, konstatirt aber mit lebhafter Freude, daß es noch echten, religiösen Katholizismus in Frankreich giebt, und verheißt diesem eine Zukunft, weil unter dem Einfluß Voltaire's und seiner zahlreichen Gesinnungsgenossen in manchem Priesterseminar ein von starrem Autoritätsglauben, von Wundersucht und abergläubiger Befangenheit freier Klerus heranwachsen werde.

Reiße.

Karl Jentsch.

Die Grundzüge der Psychiatrie. Urban & Schwarzenberg. Berlin.

Mein Buch will (der Titel weist ja darauf hin) nur Fundamente liefern, auf denen weiter zu bauen dem Leser überlassen bleiben muß. Der Zufall will es, daß sein Erscheinen eine fünfundschwanzigjährige Periode ärztlichen Wirkens abschließt, das, wenn auch etwa zur Hälfte der Beobachtung und Behandlung krankhafter Seelenzustände gewidmet, mich doch nicht auf eine dauernde Thätigkeit in einem engumgrenzten Einzelsach verwies. Ist schon aus diesem Grunde begreiflich, daß die Darstellung, hoffentlich nicht zu ihrem Nachtheil, von allgemeineren, nicht einseitig spezialistischen Gesichtspunkten ausging, so mußte der ständige Hinweis auf den Zusammenhang aller Disziplinen der Medizin ein unumgängliches Gebot gerade für einen Schüler Rosenbach's werden. Hat doch dieser Forscher einen wesentlichen Theil seiner Lebensaufgabe immer darin erblickt, „das gesammte Gebiet der Medizin — mit wenigen, durch berechtigte Forderungen der Technik gebotenen Ausnahmen — als untrennbare Einheit dem allseitig gebildeten Arzte wieder zu gewinnen“. In der Ueberzeugung, mit meinen Anschauungen auf keinem falschen Wege zu sein, bekräftigte mich die wohlwollende Beurtheilung, die meine für Sulenburg's „Encyclopädische Jahrbücher“ verfaßten und hier zu einer propädeutischen Darstellung der gesammten Psychiatrie erweiterten Monographien fanden. Wenigstens ersah ich aus verschiedenen Zuschriften mit Genugthuung, daß gerade diese Betonung des Einheitsstandpunktes in der Darstellung auch vielfach den Beifall der älteren Arztgeneration gefunden hat, die gleich mir in der Lage war, schon als Praktiker die gewaltigen Umwälzungen auf dem behandelten Gebiete während der letzten Decennien zu erleben. Wer nach Abschluß seiner Universitätsstudien nicht die Gelegenheit hatte, die einzelnen Stadien dieser Wandlung fortlaufend zu verfolgen, war vielfach von

dem Hereinbrechen einer neuen Ära überrascht worden und stand nun ratlos oder mindestens befangen, wenn nicht dem Inhalte der modernen Lehre, so doch der neu-geschaffenen Klassifikation und Terminologie gegenüber. Nicht nur mit Rücksicht auf diesen Leserkreis jedoch, sondern eben so auf die Studirenden, denen als Vorbereitung auf den Besuch der Psychiatrischen Klinik eine orientirende Uebersicht über das umfangreiche Gebiet von der speziell durch das Studium der Medizin errungenen Position aus erwünscht sein muß, hielt ich ein Eingehen auf die Etymologie der Termini technici, so weit eine Unbekanntschaft mit ihr vorausgesetzt werden darf, für unerlässlich. Sollte ferner das kleine Werk die Mitte zwischen wissenschaftlicher Gründlichkeit und elementarer Faßlichkeit so getroffen haben, daß es gleich einzelnen meiner früheren Arbeiten auch in den Kreisen der Psychologen, Pädagogen und Juristen einige Freunde erwirbt, so würde mich schon das Gefühl mit einer großen Befriedigung erfüllen, Etwas zur Aufklärung hier und da noch obwaltender Mißverständnisse und zu einer gerechteren Würdigung der nicht so leichten Aufgaben des Arztes beigetragen zu haben, von dem die seelische Analyse einer Persönlichkeit oft aus dem Stegreif oder auf Grund recht mangelhafter Unterlagen verlangt wird. Der Annahme übrigens, daß speziell für den Psychologen pathologische Zustände von untergeordnetem Interesse seien, möchte ich mit dem Hinweis auf Rosenbach begegnen, der darlegte, wie die auf den ersten Blick isolirt und als Karikaturen oder Kuriositäten dahingehenden Fakta rein pathologischer Natur doch sehr wichtig für die Erkenntniß physiologischer Vorgänge werden können, indem sie uns gewisse normaliter wegen ihrer Geringfügigkeit und des Mangels an hinlänglich scharfen Prüfungsmethoden nicht nachweisbare Typen durch die Vergrößerung und Vergrößerung ihrer Züge nun erkennbar und nachweisbar machen.

Sinsheim.

Direktor Dr. Franz A. R. Eschle.



Der gerettete Selbstmörder. Georg Müller in München.

Eine Probe aus den in diesem Band gesammelten Erzählungen:

Der Bettler.

Ein Bettler steht an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin. Es ist ein gebückter Alter mit zerfurchten Jägen. Die Soldatenmütze mit zerbrochenem Schild und abgetrennter Kokarde trägt er tief in die Stirn gedrückt. An zugiger Stelle, dort, wo drei breite Straßen zum romanischen Gotteshaus führen, lehnt er an dem Eisengitter, das den Prunk und die Gebete der Reichen umfriedet. Die Krücke fest unter die Achselhöhlung gepreßt, äugelt er, das wadelige Greisenhaupt hin- und herbewegend, nach den Passanten. Wie an einer zerflossenen Fahne zerrt und gaußt der Wind an den schmutzigen Lappen, die nothdürftig bedecken, was von dem einen Bein der Altersbrand übrigließ.

Dezembernebel hat den Asphalt der Fahrdämme geseuchelt, worin die Dichter der Häuser sich spiegeln und der Schein von Wagenlaternen längliche, flackernde Feuerstreifen zieht. Dazwischen huschen die Schatten eleganter Damen und Herren, antipodenhaft mit den Köpfen nach unten; bald riesige, groteske Silhouetten, bald klein wie die dahinstürmenden Menschen. Der Bettler steht und steht. Schon seit zwei Stunden, seit die Dämmerung sein Elend verhüllen wollte, wartet er der ersten Gabe.

Nein, nicht ein geduldiges Warten mehr: ein gieriges Lauern, ein hassendes

Lungern ist es, unter Flüchen, die zwar nicht laut werden, doch um so brennender ihm auf den Lippen der Seele schweben und nur in unartificialtem, dumpfem Knurren sich Luft machen.

Aber er giebt trotz Alledem die Hoffnung noch nicht auf. Um seine Pein zu töten, fängt er von Neuem an, wohl schon zum hundertsten Mal, bis Hundert zu zählen. Kriegt er diesmal nichts, dann . . . Ja, dann, verdamnte Bande, dann wird er noch einmal bis Hundert zählen und noch einmal, obgleich er schon vor geraumer Zeit sich geschworen hat, für heute ein Ende zu machen und den frierenden, hungernden Leib mit dem letzten Rest seiner Kräfte zurückzuschleppen nach der elenden Schlafstelle weit da draußen in Charlottenburg.

Abergläubig, fanatisch abergläubig wie alle Menschen, die ihre Sache auf den Zufall gestellt haben, hat er durch eine lange Reihe von Jahren eine verrückte Erklärung nach der anderen in seiner mäßigen Phantasie dafür gesucht und gefunden, warum ihm das eine Mal das Glück günstig sei und das andere Mal nicht. Mit allen möglichen und unmöglichen Dingen hat er es bereits in Verbindung gebracht, das Geben und Nichtgeben, die nidelgesegneten Tage und die Tage entsegligsten Hungers. Aber noch jedesmal, wo er glaubte, endlich Sinn und Vernunft in dem Walten seines Schicksals entdeckt zu haben, bemerkte er nachher die Täuschung, bis er schließlich alles Gräßeln zum Teufel schickte. Als albern hat sich ihm erwiesen, daß die Schornsteinsäger Glück bringen und die Heuwagen; eben so, daß das Pech im Gefolge von alten Weibern und Raben kommt. Auch mit den Vierteln des Monats war nichts anzufangen; noch weniger mit Schweinen und kleinen Kindern. Das Alles war Schwindel, ganz oberfauler, ganz gemeiner Schwindel. Und ob Einem gar die linke Hand juckte oder die rechte, was man die Nacht vorher geträumt hatte, ob man die gewaschene oder die ungewaschene Hand nach Moosen ausstreckte: lächerlich! Alles Quatsch!

Einiges allerdings, was er sich in seinem Bettlerpsyrinn selbst ausgedünstelt hatte, hatte dennoch, wenn auch nur sehr bedingte Geltung behalten. Schade nur, daß es von seinem Willen unabhängig war! Nämlieh, wenns Frühling war, griffen die Menschen eher mal ins Portemonnaie als im Herbst oder Winter. Im Frühling, so um sechs Uhr nachmittags, wenn schon die Sonne die Wolken röthete und plötzlich die Leierkasten ihr „Diebel-diebel-die!“ begannen, erwachte auf einmal die Luft zum Geben. Nur mußte man sich dann in etlicher Entfernung von dem Drehorgelspieler halten; sonst flogen die Münzen, statt in die Soldatenmütze, in den Schlapphut des Italieners. Auch im Sommer, spät abends; die wandelnden Pärchen waren bereitwilliger als andere Leute, dem Mitleid zu opfern.

Aber was half's? Jetzt war nicht Frühling und nicht Sommer. Raßkalter Dezember war und durch den zerfetzten Schuh des einzigen Heines sog sich die eisse Feuchtigkeit in den schlotternden Leib hinein. Heute vollends hatten sogar die wirksamsten Bettlerkünste versagt: die Thränen und das Stöhnen, der demüthige Augenaufschlag und die flehentlichsten Worte.

Doch jetzt, Gottlob, kam endlich Einer heran. Der würde ihm was schenken; man sah es schon von Weitem an seinem Blick. Richtig; er blieb stehen, öffnete den Pelz und suchte in den Hosentaschen. Ein feiner Herr! Ach, wenn Der zwei Groschen gäbe! Der Bettler hatte eine jähe Vision. Drüben in der warmen Kuttscherkneipe sah er sich sitzen bei einem großen Glas Korn und einer dampfenden Bod-

wurft. Auf der trockenen Zunge spürte er schon das wohlthuende Brennen des Alkohols und gierig schlang er das süße Pferdefleisch.

Was? Du...! O, der Lump! Ein Streichholz, bloß ein Streichholz zündete er an hinter dem aufgebauhten Pelz. Dann blies er den Rauch der Cigarette in die Luft und eilte weiter. Der Krüppel goß eine Fluth von Schimpfwörtern hinter ihm aus; er bedachte ihn grimmig mit Thiernamen, bis seine dürftige Zoologie erschöpft war.

Nach einer Weile stumpfsinnigen Brütens, das dieser Erregung folgte, fiel ihm plötzlich ein, ob es am Ende nügen würde, zu beten. Gott, sagte man ja, solle da oben irgendwo sein. Beten... Hier, in der Nähe seines Hauses, mochte er sich vielleicht gerade zufällig aufhalten, der Liebe Gott; wenn es einen gab. Na, man konnte es ja einmal probiren; Schaden würde es auf keinen Fall. Also wandte er den Menschen, die er haßte, den Rücken, lehnte das Gesicht der Kirche zu und hob und hob die Augen, bis sie an der höchsten Spitze des höchsten Thurmes haften blieben. Dann murmelte er: „Lieber Gott! Sei so gut und Sorge dafür, daß endlich einer von diesen Lumpenhunden mir wenigstens so viel schenkt heute, daß ich mich halbwegs sattessen kann! Du bist allwissend und allsehend, Dir brauch' ich es nicht erst zu sagen, daß den ganzen Tag nichts weiter in meinen Magen 'reinkam als ein kleines Stückchen Kautabak, das ich aus Versehen verschluckte. Das Stückchen Tabak hab' ich ja freilich heute nachts in der Schlafstelle meinem Kollegen aus der Tasche gemaußt. Aber Das wirst Du mir hoffentlich weiter nicht anrechnen aus meiner Noth. Warum gab ers nicht gutwillig, der Kuppel! Sonst kann mir doch Niemand weiter was nachsagen als höchstens die Geschichte von damals. Und die habe ich wahrhaftig reichlich abgigen müssen. Also sei so gut, Lieber Gott, und steh mir bei! Denn daß es mir so viechsmiserabel geht: Das habe ich nicht verdient.“

Eine gewisse Beruhigung kam über den Bettler, nachdem er so sein Herz dem Himmel geöffnet hatte. Und da er sich wieder umwandte, — siehe: Menschen hatten sich um ihn versammelt. Er dachte, daß ihm nun geholfen würde. Doch bald merkte er zu seinem Entsetzen, daß sie sich gar nicht um ihn kümmerten, sondern nach dem goldenen Kreuz hinausblickten, dessen Glanz ihm soeben ins Herz hinein- eingestrahlt hatte. In namenloser Wuth hätte er am Liebsten mit seiner Krücke auf die Neugierigen losgeschlagen, aber er konnte auf einem Bein ja nicht stehen: und dann nahte auch eben ein Schuhmann, um zu sehen, was die Ansammlung der Menschen bedeuete.

„Was ist denn da oben los?“ fragte Einer. „Hat etwa der Wind schon wieder das Kreuz verbogen?“

„Kreuz verbogen! Ja, Kreuz verbogen!“ grinste der Bettler. Darauf streckte er den Umstehenden die aschgraue Zunge weit aus dem Hals heraus und machte „Ba—a—ah!“

Als die Leute kopfschüttelnd und unerschläffig sich, Einer nach dem Anderen, entfernt hatten, humpelte auch der Bettler von dannen; in irrem Selbstgespräch murmelte er vor sich hin: „Ba—a—ah! Kreuz verbogen! Hahaha!“

Lothar Schmidt.



Der Herr Staatskommissar.

Seit dem Pommernbanktrach und der Spielhagenaffaire hat der Pfandbriefmarkt Ruhe gehabt. Jetzt hat er wieder seine Sensation. Diesmal kommt sie aus Würzburg; von der Bayerischen Bodenkreditanstalt. Keine Katastrophe; aber eine Sammlung unerfreulicher Einzelercheinungen. Ich habe hier schon vor ungefähr zwei Jahren von dem üblen Einfluß gesprochen, den die frankfurter Bankiers Ansbacher auf das Schicksal der Bayerischen Bodenkreditanstalt hatten. Die Herren Dr. Benno und Max Ansbacher (die Firma heißt A. L. Ansbacher) ließen sich für die Unterbringung der würzburger Pfandbriefe sehr stattliche Provisionen zahlen. Als der fein erfundene Plan einer Verdreifachung des Aktienkapitals gescheitert war, erhöhte die Firma ihren Provisionanspruch plötzlich von $\frac{1}{4}$ Promille auf $\frac{1}{4}$ Prozent, also auf das Zehnfache. Man einigte sich auf $\frac{1}{2}$ Prozent; plötzlich aber wurde eine Vergütung von $\frac{1}{2}$ Prozent gefordert. Herr Max Ansbacher sagte, daß er „jezt einmal verdienen wolle“; daher die neue Forderung. Das war nun doch zu viel. Die Bayerische Bodenkreditanstalt sah sich nach einer anderen Bankverbindung um; und an die Stelle der Firma Ansbacher trat die Diskontogesellschaft. Nun, hoffte man, ist mit dem Regime Ansbacher aus. Die Generalversammlung vom zwanzigsten Februar hat aber gezeigt, daß Max und Benno munterer sind als je vorher. Wer diesen Tag in Würzburg miterlebt hat, wird ihn nicht vergessen. Ich habe schon vielen Generalversammlungen beigewohnt, auch solchen, wo die Stimmung nicht gerade heiter war; noch nie aber hatte ich das Glück, Widersprüche von Aktionären mit der kurzen, aber deutlichen Entgegnung: „Halts Maul!“ erledigt zu hören; der Opposition wurde schließlich gedroht, man werde sie zum Fenster hinauswerfen. Ungemein lustig für Den, der nicht Direktor der Bayerischen Bodenkreditanstalt war oder in der Haut von Max Ansbacher steckte. Acht Anwälte aus verschiedenen Städten bemühten sich, die Ehre der Herren Ansbacher wieder herzustellen und allerlei bei der Bodenkreditanstalt verborgene Mißstände ans Tageslicht zu ziehen. Man hörte von geheimen Konten und der Name des Herrn Staatskommissars wurde mehr als einmal in die Debatte gezogen. Das war eine böse Sache. Ein Staatskommissar soll über allem Gezänk stehen; und Herr Oberregirungsrath Trümmer, der dieses Amt bei der Bayerischen Bodenkreditanstalt bis jetzt hatte, ist in arger Verede gekommen.

Herr Trümmer war bei der Bayerischen Bodenkreditanstalt seit dem ersten Oktober 1899 Staatskommissar. Bald nach Antritt seines Dienstes bat er die Firma Ansbacher, ihm einen Posten Aktien der Bodenkreditanstalt zu besorgen, damit er nicht „zu tief gegen die glücklichen Herren Direktoren und Aufsichtsräthe abstehe“; er bat Herrn Ansbacher auch, ihm „den Erwerb der Aktien zu erleichtern“. Ton und Stil der an Ansbacher gerichteten submissiven Schreiben würden allein schon genügen, um dem Herrn Staatskommissar ernste Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Darf ein Aufsichtsbeamter überhaupt Aktien des ihm unterstellten Institutes besitzen? Die Einen sagen: Ja; denn dadurch ist er an den Schicksalen der Bank persönlich interessiert und wird schon deshalb dafür sorgen, daß Alles im richtigen Gleis bleibt. Andere sagen: Nein; der Aktionär einer Hypothekenbank wünscht, daß die Bank gute Geschäfte macht; die kann sie aber nicht immer machen, wenn für die Beleihung strenge Grundsätze gelten; also darf ein Staatskommissar, will er nicht in einen Interessentkonflikt gerathen, nicht Aktionär der von ihm zu beaufsichtigenden Bank sein. Ich halte diese Ansicht für richtig. Manche Regirungsbeamte haben mir aber gesagt,

sie würden an dem Aktienbesitz des Staatskommissars Trümmer nichts zu tadeln finden, wenn er die Papiere auf ganz legale Weise erworben hätte. Schlimm sei nur, daß er den Kredit der Firma Ansbacher (Herr Trümmer nannte die Herren später einmal „Finanzhochstapler“), die an der Bodenkreditanstalt durchaus nicht uneigennützig gehandelt hat, in Anspruch genommen habe. Die Herren haben die Wittbriefe denn auch gegen den Staatskommissar auszunutzen versucht. Ob sie den „Werth“ dieser Briefe sofort oder erst später erkannten: jedenfalls haben sie sich auf ein Geschäft eingelassen, das sie jetzt selbst als ein Verbrechen brandmarken möchten. Die Direktoren der Bodenkreditanstalt aber waschen ihre Hände in Unschuld und erklären, erstens hätten sie von dem Geschäft Trümmer-Ansbacher nichts gewußt; zweitens sei es nicht ihre Aufgabe, den Staatskommissar vor einem gefährlichen Schritt zu warnen. Der sollte ja die Direktion, nicht sie ihn überwachen. Ueber solche Auffassung läßt sich streiten. Die Direktion wußte aber, daß der Staatskommissar, um sein Bezugsrecht auszuüben, ein Verzeichniß von Aktien bei der Bank eingereicht hatte und daß die Quittung darüber auf den Namen Furtner, den ein Freund Trümmers hergeliehen hatte, ausgestellt worden war. Der Name, heißt's, sei verheimlicht worden, damit bei der Schlußnotenkontrolle der Beamte nicht Einblick in die Vermögensverhältnisse des Staatskommissars bekommen könne. Ein edles Motiv. Das geschah mit Wissen und Willen der Direktion. Der soll (bisher hat sie nicht widersprochen) auch bekannt gewesen sein, daß dem Staatskommissar die Aktien zu einem „Vorzugspreis“ überlassen wurden, der um 20 bis 30 Prozent hinter dem Tageskurs zurückblieb. Das war also ein recht ansehnliches Geschenk.

Die Direktoren weisen den Verdacht weit von sich, die dem Staatskommissar erwiesenen Gefälligkeiten seien von dem Wunsch diktiert worden, der Beamte möge beim Urtheil über Beleihungen nicht etwa allzu streng verfahren. Da die Beleihungen von einer aus Mitgliedern des Aufsichtsrathes bestehenden Kommission geprüft wurden, in der der Staatskommissar zwar Sitz und Stimme, aber nicht die Majorität gehabt habe, wäre dieses Mandat ja doch unwirksam geblieben. Schön. Wenn die Kommission aber eine nach der Ansicht des Staatskommissars nicht ganz einwandfreie Beleihung beschloß: konnte dann der Beamte nicht opponiren und im Nothfall an die ihm vorgesetzte Behörde, das Ministerium des Innern, appelliren? „Ausreden sind billig wie Brombeeren“, sagt ein gewisser Shakespeare; und alle Ausreden helfen nicht über den schlechten Eindruck des würzburger Handels hinweg. Ansbachers mit ihren zweifelhaften Praktiken; der vor „Finanzhochstaplern“ in Demuth ersehende Staatskommissar, der seine Gemüthsruhe für ein paar Aktien hingiebt; das leichte Herz der Direktoren: kein Wunder, daß den Pfandbriefbesitzern angst und bang wurde. Bis jetzt ist aber noch nicht erwiesen, daß es um die Bank eben so schlecht bestellt ist wie um die Personen, denen sie anvertraut ward. Natürlich darf die Firma Ansbacher, die sich, nachdem sie von der Diskontogesellschaft abgefunden war, wieder 2000 Aktien zu verschaffen vermocht hat, künftig nicht abermals mitregiren. Sie erklärt zwar mit großer Emphase, sie wolle nur eine Reorganisation erreichen, nur durchsehen, daß eine Hypothekenreserve geschaffen und die Höhe der Dividenden mehr den wirklichen Verhältnissen der Bank angepaßt werde. Die Herren Ansbacher haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn nicht Jeder an die Uneigennützigkeit ihrer Absichten glaubt. Wie ich höre, wird die Aufsichtsbehörde keine Pfandbriefemission mehr genehmigen, wenn die Firma Ansbacher das Heft wieder in die Hand bekommt. Merkwürdig ist, daß die Diskontogesellschaft, die doch die

Bodenkreditanstalt von dem Einfluß der Knöbachersgruppe befreien wollte, einen Vertrag abgeschlossen hat, der dieser Firma den Erwerb eines stattdischen Aktienpostens ermöglichte. Ohne die Ausgabe von Pfandbriefen giebt's natürlich kein Hypothekengeschäft. Thut nichts, sagen Knöbachers; man braucht dann keine Direktoren mehr, sondern kann einen zuverlässigen Mann hineinsetzen, der die Sache verwaltet. Ob das bayerische Ministerium diesem Unfug ruhig zusehen würde? Ich zweifle.

Der Fall des Staatskommissars Trümmer ist vereinzelt; dennoch hat er das Thema der Staatsaufsicht wieder zur Debatte gestellt. In Bayern hat jedes Pfandbriefinstitut seinen eigenen Kommissar, der dem Ministerium des Innern untersteht; in Preußen wird die Staatsaufsicht unter Leitung des Landwirtschaftsministers bei einer Bank durch einen ständigen Kommissar, sonst durch die Regierungspräsidenten (in Berlin durch den Polizeipräsidenten) ausgeübt, die von Bankinspektoren unterstützt werden. Ist das bayerische System vorzuziehen? Keußerlich mag es ja besser wirken, wenn jedes Institut seinen eigenen Aufsichtsbeamten hat; und da die Pfandbriefe der bayerischen Hypotheksbanken (mit Ausnahme der Bayerischen Bodenkreditanstalt) das Privilegium der Rückfallsicherheit genießen, mögen besondere Kautelen gerechtfertigt sein; aber ich glaube nicht, daß dadurch ein Unterschied in der Qualität süddeutscher und norddeutscher Hypotheksbankobligationen entsteht. Die Hauptsache ist, daß der Staatskommissar Etwas vom Hypotheken- und Pfandbriefgeschäft versteht; sonst ist er ein werthloses Ornament. Einen Mann mindestens, der seiner Aufgabe gewachsen ist, hat Bayern: den Staatskommissar bei dem größten deutschen Pfandbriefinstitut, der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, Ministerialrath von Schreiber. Einer der klügsten Köpfe der bayerischen Verwaltung; als Handelsredakteur der Allgemeinen Zeitung hat er das Meier zuerst kennen gelernt. Die Leistungen eines tüchtigen Staatskommissars könnten aber auch besser bezahlt werden. Das Hypothekbankgesetz bestimmt, daß „für die Thätigkeit des Kommissars eine Vergütung von der Bank an die Staatskasse zu entrichten ist, die den Betrag dieses Honorars festsetzt“. Das höchste Gehalt, das in Bayern einem Staatskommissar gewährt wird, beträgt 3000 Mark. Trümmer erhielt 1200 Mark; da er auch das Amt eines Treuhänders versah, setzte ihm die Bank eine Vergütung von 800 Mark pro Jahr aus, die aber angeblich nicht ausbezahlt wurde, weil das Ministerium auf einen Brief der Direktion, die deshalb anfragte, sieben lange Jahre keine Antwort gab. Daß eine Staatsbehörde solche Frage einfach ignoriert habe, ist kaum zu glauben. Die Bank eröffnete ein „Staatsaufsicht-Reservefonds-Konto“, dem sechs Jahre lang alljährlich 800 Mark zugeführt wurden; im vorigen Jahr wurde das Konto aufgelöst. Von der Existenz dieses Kontos, erklärt man, habe der Herr Staatskommissar nichts gewußt; die Aktionäre waren natürlich auch ahnungslos, sonst hätte vielleicht Einer mal gefragt, was der sonderbare Reservefonds zu bedeuten habe, und dann wäre von der Regierung wohl eine Antwort gekommen. Dem Reservefonds sind übrigens noch die Vergütungen für die Theilnahme des Staatskommissars an den Sitzungen der Beleihungskommission (jedesmal 20 Mark) und die Vorauslagen für Reisen zur Besichtigung beliebiger Grundstücke gutgeschrieben worden. Und von Alledem mußte der Hauptbetheiligte nichts? Höchst sonderbar. Die Moral der Geschichte lehrt aber, daß ein Staatsbeamter von der Bank, die er zu beaufsichtigen hat, nicht besoldet werden darf. Unabhängig und unbesungen ist ein solcher Beamter nur, wenn er den Entgelt für seine Arbeit nicht von Bankiers, sondern ausschließlich aus der Staatskasse bezieht. Labou.

Circus Busch

Täglich Abends 7 1/2 Uhr

ROM

Grosse Original Ausstattung-Pantomime in 7 Bildern.

Frl. Martha Mohnke. — Perez Truppe**Grosse Internat. Ringkampf Sonder-Konkurrenz**

Prämien: 10 000 Mk. baar. Ringer Bronze-Statue und Gold-Pokal.

Die Reise ins Blaue hinein

Sechs romantische Novellen

von

Ludwig Tieck.

Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Wilh. Miessner. Umschlag und Initialen von A. Gratz. M. 4.50, in Halbleder M. 6.50.

Es fehlte neben den Ausgaben von Tiecks Werken mit historischen und textkritischen Einleitungen, eine für das deutsche Lesepublikum, eine Liebhaber Ausgabe für die Freunde romantischen Wesens, die sich in den letzten Jahren ausserordentlich vermehrt haben. Für sie ist diese moderne Auswahl getroffen von einem unserer besten Tieckkenner. Sie will keine Geschichte der Tieckschen Novellen geben, sondern die einem modernen romantischen Publikum am nächsten liegenden Erzählungen vor ihrem Verstauben in Bibliotheken retten. Die Ausstattung macht das Buch zu einem Schmuckstück jeder Büchersammlung.

Verlag von Wiegandt & Grieben (G. K. Sarasin) in Berlin.

HEINRICH EMDEN & Co.

Bankgeschäft.

Berlin W. 56, Jägerstr. 40.

Reichsbank-Giro-Konto

Telegr.-Adr.: „Golderz“. Fernsprecher: Amt I, No. 9511, 9512, 9513, 9514, 9515.

Abteilung: Kolonialwerte.

Kapital	Geschäfts-jahr	Dividenden		Name	Nach-frage	Ange-bot
		Vorst.	Letzte			
1 200 000	1. 1.	—	0	Central-Afrikanische Bergwerksgesellschaft	100	104
600 000	1. 1.	0	5	Central-Afrikanische Seenzgesellschaft	100	105
2 600 000	1. 10.	6	5	Chocola Plantagen-Gesellschaft	90	—
400 000	1. 1.	0	7	Deutsche Agaven-Gesellschaft	127	134
2 000 000	1. 4.	0	20	Deutsche Kolonialgesellschaft Südwestafrika	181	188
1 000 000	1. 1.	0	0	Deutsche Samoa-Gesellschaft	78	—
1 000 000	1. 5.	0	1	Deutsche Togo-Gesellschaft	—	102
6 721 000	1. 1.	2 1/2	3 1/2	Deutsch-Ostafrik. Gesellsch. Stamm-Anteile	95	100
		5	5	Vorzugs-Anteile	100	104
2 000 000	1. 1.	0	0	Deutsche Ostafrikanisch Plantagen-Gesellsch.	18	—
2 250 000	1. 1.	7	4	Deutsch-Westafrikanisch. Handels Gesellsch.	—	100
4 000 000	1. 1.	0	0	Gesellsch. Nordwest-Kamerun, Berlin Lit. A.	—	M. 200
		0	0	Lit. B.	—	M. 20
2 000 000	1. 1.	0	10	Gesellschaft Südamerika	125	—
2 000 000	1. 10.	0	0	Guatemala Plantagen-Gesellschaft	—	35
1 200 000	1. 1.	15	15	Jalut Plantagen-Gesellschaft	295	—
—	1. 1.	—	—	Kameruner Kautschuk-Compagnie	—	100
1 000 000	1. 1.	0	0	„Meerja“ Kautschuk-Plantagen-Gesellsch.	—	85
2 000 000	1. 7.	0	0	„Molive“ Plantagen-Gesellschaft	—	84
1 500 000	1. 1.	0	2	Ostasiatische Handelsgesellschaft	44	—
2 000 000	1. 10.	5	6	Plantagen-Gesellschaft Conception	—	94
1 500 000	1. 1.	0	0	Rheinische Handel Plantagen-Gesellschaft	—	42
800 000	1. 1.	0	0	Safata Samoa-Gesellschaft	—	102
1 011 200	1. 1.	0	0	Usambara Kaffeebau-Gesellsch. Stamm-Akt.	29	—
		0	0	Vorz-Aktien	50	—
2 100 000	1. 1.	—	—	Westafrikanische Plantagen-Gesellschaft	—	—
		0	0	„Bloundi“	65	—
		0	0	Vorzugs-Aktien	98	102
4 500 000	1. 1.	6	0	Westafrik. Plantagen-Gesellsch. „Victoria“	30	—
1 800 000	1. 1.	0	0	Westdeutsche Handels- und Plantagen-Ges.	40	—

Sämtliche Offerten und Gebote ohne Verbindlichkeit

Für gel. Aufgabe von Interessenten sind wir dankbar. Auskünfte werden bereitwilligst kostenlos erteilt.

Bei allen Geschäften Eigenhändler. — Provisionsfrei

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Freitag, d. 15./3. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Romeo u. Julia**
 Sonnab., d. 16./3. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Das Wintermärchen.**
 Sonntag, d. 17./3. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Der Revisor.**
 Mont., d. 18./3. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Ein Sommernachtstraum**

Kammerspiele.

Freitag, den 15., Sonnabend, den 16. und
 Montag, den 18./3. 8 Uhr.

Frühlings Erwachen.

Sonntag, den 17./3. **Hedda Gabler**
 8 Uhr.
 Weitere Tage siehe Anschlagstafel

Thalia-Theater

Täglich Abends 8 Uhr

Olympische Spiele

Sonntag, den 17./3. Nachm. 3 $\frac{1}{2}$ U. **Charleys Tante.**

Theater des Westens.

Täglich 8 Uhr

Die lustige Witwe.

Gastsp. des Hamburger Operetten-
 Theaters. (Director Monti).

Neues Theater

Anfang 8 Uhr.

Freitag, den 15./3. u. folgende Tage

Meissner Porzellan

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Direkt Lieban.
 Freitag, d. 15./3. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Das Glöckchen des Eremiten**
 Sonnab., d. 16./3. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Der Mikado.**
 Sonntag, d. 17./3. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Die lust. Weiber. Windsor.**
 Montag, d. 18./3. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Der Troubadour**
 Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
 in 8 Bildern von Julius Freund.
 Musik von Victor Holsaender.
 Bänder. Massary. Giampietro.
 Josephl. Phila Wolf.

Cabaret Unter den Linden 22.
 Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schläger auf Schläger.

Wein-Restaurant Mamsch

Leipziger Strasse 94.
 Sonntags von 1—4 Uhr: Tafel-Musik.

Schriftsteller!

Bekannter Verlag überm. Hter.
 Werke aller Art. Trägt teils die
 Kosten. Aeuß. günst. Beding.
 Off. unt. B. N. 205. an Haasen-
 stein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Also sprach Herakleitos.

„Über das All.“ Deutsch v. Dr. Maximil. Kohn
 Es giebt noch keinen rein deutschen Heraklit
 Man kennt nur sein „Alles fließt.“ Vielleicht ist
 der Stammvater alles Evolutionismus Vielen in
 deutschem Gewande heb. — Preis 60 Pfg.
 Hamburg (24). Verlag Eigen (Dr. Kohn).

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Nothendorfsplatz. Anfang 1/2 Uhr.
 Gastspiel v. **Josef Kainz**.
 Freitag, d. 15. u. Sonnt., d. 17./3. Torquato
Tasso, Sonnt., d. 16. i Weh dem der lügt.
 Montag, d. 18. i. Ein Fest des Sat. Malters. Der arme Paer.
 Der gelbte Schatzel, D' muss d. 19. Der Barbier v. Sevilla

Jeden Freitag. Populäres Sinfonie-
 Concert d. Mozartsaal-Orchesters
 Jeden Sonntag. Populäres Concert d.
 Mozartsaal-Orchesters. Dirigent
 Hofkapellmeister Paul Prill.

Komische Oper

Freitag, den 15. und Sonntag, d. 17./3. 8 U.
Tosca.
 Sonnt., d. 16./3. 8 U. Hoffmanns Erzählungen
 Montag, den 18./3. 7 1/4 Uhr. Premiere
Faust's Verdammung.
 Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Kleines Theater.

Freitag, den 15. und Sonntag, den 17./3. 8 U.
Allerseelen.
 Sonnabend, den 16. u. Montag, den 18./3. 8 U.
Ein idealer Gatte.
 Weitere Tage siehe Anschlagstule.



Briefmarken
 sprichst du Gierren mit
 Gedruckt in Paris
MAX HERBST Verleger Hamburg. 36

Lustspielhaus In Berlin

Täglich. Abends 8 Uhr.

Musarenfieber

Sonntag, den 17./3. Nachm. 3 Uhr.
Der Weg zur Hölle.
 Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buch-form, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf,
 Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Heute
 und folgende Tage

Anstich von Haase Bock-Bier

in den Spezialausschänken

Prinzenstr. No. 87 (Nähe Moritzplatz)

Potsdamerstr. No. 112a (unweit Lützowstr.)

Rosenthalerstr. No. 14 (Nähe Rosenthaler Tor)

Schlesischestr. No. 28 (am Schlesischen Tor)

Klopstockstr. No. 17 (am Hansaplatz)

Allen Freunden und Anhängern dieses Stoffes bestens empfohlen. Bestellungen auf Flaschenbier erbittet

Lagerbierbrauerei E. Haase, Breslau
Niederlage Berlin

Tel. Amt IV, 159.

SO.33, Schlesischestrasse 28.

*Wenn Sie
angestrengt
arbeiten,*

so erhalten Sie Ihre nöthige Leistungsfähigkeit, oder stellen sie, wenn verloren, wieder her, indem Sie *Dr. Klopfer-Glidine* nehmen. Kein anderes Präparat erreicht die kräftigende Wirkung dieses natürlichen Nahrungsmittels (reines Eiweiß mit Lecithin, wichtigsten Bestandteil der Nervensubstanz).

In Apotheken u. Drogs., sonst vom Hersteller **Dr. OSKAR KLOPFER**, Dresden-Leubnitz.
Tägl. Ausgabe ca. 25 Pfg. Wissenschaftliche Broschüre kostenfrei.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn
Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Sanatorium f. Magen-, Darm-
Leberleidende u.

Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
Berlin SW., Königgrätzer Str. 110 c.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium

für Zuckerkrankke

Dresden-A., Lukasstr. Eigenes Laboratorium. Näheres im Prospekt.

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

f. Kranke (auch heftigste) Rekonvaleszenten u. Erholungsbedürftige. „Beschränkte Krankezahl“

Georg Hessing's Technisch-Orthopädische Heilanstalt Gross Lichterfelde-Ost, bei Berlin.

Behandlung bei freiem Umhergehen von: Hüft-, Knie- und Knöchelgelenk-Entzündung, sowie der Entzündung der Wirbelsäule, von frischen und alten Knochenbrüchen, Bruch des Schenkelhalses, Kinderlähmungen u. deren Folgen, Verkrümmungen der Wirbel-Äste, Verkrümmungen nach Gicht, Rheumatismus etc. Angeborener Hüft-Luxation, auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.

— Prospekte auf Wunsch. —

— Eigener Wagen auf Verlangen an jedem Bahnhof Berlins. —

Fusschweiss auch Hand- und Achselschweiss
sofort geruchlos und normal durch

„**Miotan**“

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken. Echt einzig und allein bei **Max Arndt**, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

„**Observer**“ Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten

Zeitungsausschnitte
über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis.

Das Nietzschebuch der Saison!!

Apollo oder Dionysos?

Kritische Studie über

Friedrich Nietzsche

Von Ernest Seillière.

Autoris. deutsche Ausgabe. 317 Seiten Gr. 8°
M. T.—, Lwb. M. 8.50, Hfz. M. 9.—. Aus
führliches Verlagsverzeichnis gr. franko.

H. Barsdorf, Berlin W30. r.
Landshuterstr. 2.

Frühjahrskuren



Oberwaid
b. St. Gallen. (Schweiz)

Sanatorium ob. d. Bodensee,
auch zur Erholung u. Nach-
kur. Physikal.-diätet. Heil-
weise nach Dr. Lahmann.
Subalpines mild. Klima. Herrl.
Lage. Illustrierte Prospektetrefl.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden**.

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—.
Inhalt vom 1. Band: Phrasien. Die
Schuhkonferenz. Kollege Bismarck.
Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-
Russe. Der Fall Klausner. Die beiden
Leo. Der heilige Rock. Das goldene
Horn. Der korsische Parvenu. Der
heilige O'Shea. Nicäa und Erlurt
Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine
Mark Fünfzig. Trüffelreife. Verein
Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Sup-
rema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom 2. Band: Bei Bismarck
s. D. Lessings Doublette. Maupassant.
Der Fall Apostata. Gekrönte Worte.
Die romantische Schule. Menuet. She-
Ma-Thsian. M. d. R. Erolca. Der ewige
Barrabas. Sem. Dynamyslik. Der 21.
Bund. Kirchenvater Strindberg. Der
Ententeich.

Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Échte Portweine!

Sortiment No. 1, 3 Fl. sortiert, Mk. 4.20,
Sortiment No. 2, 3 Fl. sortiert, Mk. 5.35,
Sortiment No. 3, 3 Fl. sortiert, Mk. 7.60,
Retwein: St. Emilion per Fl. Mk. 0.75
3 Fl. Mark 2.85. Reinheit garantiert
vers. p. Post inkl. Verpack. frko. Nachh.
I. G. Heinzen, Westerstede (Oldb.).
Wein-Import und Versandhaus.

Nervenschwäch. der Männer

Ausführliche Prospekt
mit gerichtl. Urteil u. Arztl. Gutachten
gegen Mk. 0.20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Elektr. Kuren

wirksamer
als alle andern Kuren.
Gewiss Erfolg. Selbst-
behandl. Apparate durch
sich z. bez. Prosp. grat.
J. G. Brockmann
Gießen, Mosteckstr. 6.

Schockethal

b. Cassel. Hervort. Kasseler. kulturl. Holm. G. Erlage.
Wiederborn. Preis. Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schockethal'schl.

Geschäftliche Mitteilungen.

Die Internationale Ringkampf-Sonder-Konkurrenz im Cirkus Busch,

unter dem Ehrenprotektorat des Prof. Retubold Begas, bringt täglich ausverkaufte Häuser; da die Elite der Ringer aller Länder hier im Kampf sich messen. Dem russischen Weltmeisterschaftsringler Padouby, der besonders durch seine eiserne Ruhe imponiert und in den letzten 2 Jahren nicht besiegt wurde, stehen der dänische Weltmeisterschaftsringler Pedersen, der Meisterschaftsringler von Deutschland Siegfried, sowie der ebenfalls durch seine ruhige Kampfesweise bekannte schiffbräunliche Meisterschaftsringler Almable de la Calmette vollkommen ebenbürtig zur Seite; nicht zu erwähnen vergessen darf man den türkischen Champion Pengal, den schwarzen Meisterschaftsringler von Martinique Angilo und noch viele viele andere! Es wird daher noch sehr schwere Kämpfe kosten, ehe dem Sögern die Prämien von Mk. 10000 bar und dem ersten Sieger ausserdem die von Prof. Begas modellierte und gestiftete Ringer Bronce-Statue und ein Gold-Pokal ausgehändigt werden kann. Aber auch sonst ist das gegenwärtige Programm ein Grossartiges zu nennen. Die von dem berühmten Schulleiter Herrn Burghard-Footitt verfasste und zur Zeit der Regierung Kaiser Nero's sich abspielende Pantomime „Rom“ kann man wohl als unübertreffbar hinstellen!

Waldpark-Sanatorium
Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz-, Nervenkr.
 3 Spezialärzte. — Winterkuren.
 Sämtliche mod. Kurmittel. Aller Comfort. Prospekte. Besitzer: Dr. FISCHER.
Blasewitz bei Dresden.

Grosse Berliner Strassenbahn.

Bilanz am 31. Dezember 1906.

Aktiva.		M	P
Konto Bau des Gesamtbahnkörpers	M 57 004 955,17		
Konto Bau sämtlicher Bahnhöfe und Werkstätten	M 21 061 400,30		
Wagen-Konto	M 33 569 24 1,76		
	M 111 635 209 21		
Abschreibung	M 1 300 000,00	110 335 209 23	
(Ausserdem sind noch abgeschrieben für 1906 auf Bahnkörper, Bahnhöfe, Werkstätten und Wagen M 200 000,00, welche dem Bahnkörper-Amortisationsfonds überwiesen sind).			
Maschinen-Konto nach Abschreibung von	M 21 985 52	197 869 70	
Mobilien-Konto nach Abschreibung von	M 9 671,34	1	
Utensilien-Konto		1	
Pferde-Konto nach Abschreibung von	M 10 380,90	1	
Geschirr-Konto		1	
Bekleidungen-Konto nach Abschreibung von	M 276 780 37	1	
Leventuren-Konto, Bestände von Materialien und Futur		2 104 079 53	
Kontokorrent-Konto. Verschiedene Guthaben		13 441 492 27	
Kassa-Konto. Bar am 31. Dezember 1906		19 954 83	
Konto Kautionen bei Behörden, bei diesen hinterlegt		602 019 12	
Effekten- und Dokumente-Konto, Effekten und Hypothekenbestände:			
als Anlage des Reservefonds		6 079 006	
und des Bahnkörper-Amortisationsfonds		17 587 749 97	
Effekten des Beamten-Kautionsfonds		2 7 663 67	
Nicht begebene 3 1/2 % Obligationen		313 000	
Nicht begebene 4 % Obligationen		380 000	
		151 28 048 72	

Pa-siva.		M	P
Aktien-Kapital-Konto		100 082 400	
3 1/2 % Obligationen-Kapital-Konto		5 710 200	
4 %		1 10 000	
Hypotheken-Konto		1 726 000	
Dividenden-Konto. Noch unbenommene Dividenden		16 215	
3 1/2 % Obligationen-Auslosungs-Konto. Unbenommene Obligationen und Zinsen		37 549 50	
3 1/2 % Obligationen-Zinsen-Konto. Zinsen per 1. Oktober bis 31. Dezember 1906		47 25 50	
Reservefonds-Konto		8 594 374 52	
Bahnkörper-Amortisationsfonds-Konto		18 163 141 70	
Beamten-Kautionen-Konto		228 834 50	
Kontokorrent-Konto. Verschiedene Gläubiger und Bar-Kautionen		1 549 435	
Erneuerungsfonds-Konto I		3 063 130 37	
Erneuerungsfonds-Konto II		1 014 410 57	
Gewinn- und Verlust-Konto		9 90 124 06	
		151 28 048 72	

Gewinn- u. Verlust-Konto am 31. Dezember 1906.

Soll.		M	P
Hypotheken-Zinsen-Konto		6 894 75	
3 1/2 % Obligationen-Zinsen-Konto		215 908	
4 % Obligationen-Zinsen-Konto		3 740	
Gesamt-Abschreibungen		1 818 818 13	
Abgaben an die Gemeinden		2 478 090 19	
Erneuerungsfonds-Konto I. Zuweisung aus den Betriebs-Einnahmen nach § 39 des Statuts		1 900 000	
Erneuerungsfonds-Konto II. Zuweisung aus 1906		360 000	
Saldo Reingewinn		9 902 124 06	
		16 780 612 13	

Haben.		M	P
Gewinn- und Verlust-Konto. Gewinn-Vortrag aus 1906		12 858 53	
Interessen-Konto. Eingenommene Zinsen		562 265 90	
Betriebs-Konto sämtlicher Linien:			
Die Einnahmen betragen	M 35 174 318,57		
Die Ausgaben betragen	M 18 968 847,87		
	Bleibt Ueberschuss	16 205 470 70	
		16 780 612 13	

Berlin, den 9. Februar 1907.

Die Direktion.

gez. Dr. Mücke, gez. von Köhlewain, gez. Koehler, gez. Meyer.

Nach vorgenommener Prüfung der Belege und Bücher der Gesellschaft beschneige ich hiermit die ordnungsmässige Führung der Bücher und die Uebereinstimmung der vorstehenden Bilanz, sowie des Gewinn- und Verlust-Kontos mit denselben

Berlin, den 9. Februar 1907. gez. C. F. W. Adolph, gerichtlich vereidigter Bücher-Revisor

SAMUEL ZIELENZIGER

Bankgeschäft Gegründet 1852

Hauptgeschäft: BERLIN W.9, Bellevuestrasse 5.

Fernsprechanschlüsse:

Für Ferngespräche: Amt VI, Nr. 8005, 8006, 8007, 8008.

Für Stadgespräche: Amt VI, Nr. 9270, 9271.

Zweigniederlassung: ESSEN (RUHR), Burgstr. 8.

Fernsprechanschlüsse: Nr. 231, 486, 747 775.

Telegramm-Adresse: Bahnenbank Berlin bezw. Essenruhr.

**An- und Verkauf sämtlicher an der Berliner
und an den auswärtigen Börsen gehan-
delten Effektenwerte.**

**Handel in Bergwerksanteilen (Kuxen), in
Aktien und Obligationen ohne offizielle
Börsennotiz und in Anteilen von Gesell-
schaften m. b. H.**

Die Nachfrage- und Angebotspreise meiner Firma in Bergwerksanteilen (Kuxen) werden täglich in den massgebendsten deutschen Zeitungen, diejenigen von amtlich nicht notierten Werten und Anteilen von O. m. b. H. im Berliner Börsencourier, in der Berliner Börsenzeitung, dem Berliner Tageblatt, der Frankfurter Zeitung veröffentlicht.

Ermahnung.

Gebt Euren Mädels und den Buben
nur **Poetko's Apfelsaft** aus **Guben**.

Poetko's Apfelsaft ist süßiges frisches Obst. Alkohol-
frei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheits-
getränk für Kinder, Nervöse, Genesende. Versand in Kästen,
à 30 Fl. z. 40 Pf., Auslese 50 Pf. p. Fl. excl. Gl. ab Guben.

Ferd. Poetko, Guben iS.

Grösste Apfelsaftkellerei Deutschlands.

Probefläschen stehen den Herren Aerzten umsonst zur Verfügung.

Gebildete Menschen

beurteilen das von

Dr. med. M. Bonnefoy

geschriebene

Buch:

Die Genialität des Menschen

als
eine ernste,
bedeutsame und
wirklich lehrwerte
Neuersehung. —

Preis M. 1.80.

Durch alle Buchhandlungen
od. direkt (Briefm.) vom Verfasser

Dr. M. Bonnefoy, Genf (Schweiz) 12

Spezialarzt f. Nerven- u. Geschlechtskrankheiten.



POPE Pferdestärke
500,— M. compl.

mit Benzol

50 % Betriebsersparnis.

Der einzige Wagen der mit Benzol wie
mit Benzin läuft, ohne Umstellung.

Ing. Otto Pape, Berlin, Schiffbauerdamm 8.

Kurhaus Schloss Tegel bei Berlin.

Sanatorium für Physikal.-diätetische Therapie.
Spezialanstalt für psychische Behandlung nervöser Zustände.
Arbeits- und Beschäftigungskuren.

Dr. J. Marciniowski.

Die Entzauberten von Pierre Loti

Im Roman-Feuilleton des Berliner Tageblattes erscheint zum nächsten Quartal

Pierre Lotis berühmter Roman

aus dem Haremsleben. Dieses Werk ist seiner Tendenz wegen von türkischer Seite sehr angefochten worden und hat in Paris

==== **einen langen Prozess** ====

zur Folge gehabt. Die P. Loti eigene farben-
glühende melodische Sprache macht die
Lektüre zu einem wahrhaft hohen Genuss.

Das „Berliner Tageblatt“

erscheint mit 6 Gratis-Wochen-Beiblättern.

Montag: **Der Zeitgeist**; Mittwoch: **Techn. Rundschau**;
Donnerstag: **Der Weltspiegel**; Freitag: **ULK**; Sonn-
abend: **Haus Hof Garten**; Sonntag: **Der Weltspiegel**.

119,000
Abonnenten

2 Mark
monatlich

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.



GERBODE'S

unsortierte Hand-Arbeit

Nur Qualität. Keine unnütze Verteuerung durch verschwenderische Ausstattung.

— 3 Spezialmarken —

1. M. 6.— 2. M. 7.— 3. M. 8.—

Diese 300 Cigarren zu M. 21.— franko Inland.

Carl Gerbode, Berlin C. 31

Spittelmarkt II., Etage. Telephon Amt I 4916.

Stammhaus Giessen. Lieferant höchster Reihaltung.

Detektiv-

Institut Daub, Königl. Kriminalbeamter a. D., Berlin,
Friedrichstr. 65.
Fernspr. I, 5484.

Beobachtungen, Ermittlungen, Heirats-

Auskünfte

Erfolge,
Vorsehma
Empfehle

Pallabona

unerreichtes trockenes
Haarentfettungsmittel || gesetzl. gesch.
ärztlich empf. ||

macht die Haare locker und leicht zu frisieren, verhindert das Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, vortreibt Schuppen etc. Nasses Waschen überflüssig.

Originaldose M. 2.50.

Käuflich in Parfümerie und Präseur-Geschäften oder direkt vom

Pallabona-Vertrieb, München 66.

Charakter-

Analysen nach der **Handchrift** von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen intimen Reiz einzuflöslen, das persönliche Leben zu erweitern. Wissenschaftl. Original-Methode, **psycho-graphologische Praxis** seit 1890. Auf briefliche Anfrage kostenlos: seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für die Beschreibung Ihres Innenlebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

Wissenswertes

für Denkende. Höchst lehrreiches Buch Preis M. 1.20. Preis 48 Bücher gratis. R. Oechmann, Konstanz No. 516.

Im herrlichen Zackental! „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau.
Fernsprecher 27.
oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhstasjon)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-
rasthemische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische Kuren.

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebel-
freie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres
Dr. med. Hartwich, dirig. Arzt oder
Administration in Berlin N.W.,
Mückern-str. 118.

Dem Deutschen Sekt-Konsumenten in einem Jahre 3½ Millionen Mark erspart!

Durch die Zoll-Bevorzugung der
von uns im Fass eingeführten
Weine der Champagne gegen-
über den in Flaschen impor-
tierten Champagnern ersparten
wir den Gönnern unserer Marke

Henkell Trocken

bei unserem Jahresversand 1906
die gewaltige Summe von
3½ Millionen Mark (genau:
3 592 210 Mark).

Henkell & Co.

Gegr. 1832.

